Historische Katechese

in auserlesenen

Beispielen, Erzählungen u. Parabeln

über die

gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre.

Ein Anhang
zur dritten Auflage der „Ausführlichen Katechese" des
P. Ildephons Da Bressanvido.

Zugleich
ein christliches Lesebuch für Schule und Haus.

Gesammelt und herausgegeben
von
Dr. Theol. **Joseph Zinsler,**
Pfarrkurat in Weinried im Bisthum Augsburg.

in 4 Bänden.

Viertes Bändchen.

I. Von der Gnade.
II. Von den heiligen Sakramenten.
III. Von der christlichen Gerechtigkeit.

Augsburg, 1854.
Verlag von J. A. Schlosser's Buchhandlung.

Inhalt.

Von der Gnade.

Von den heiligen Sakramenten.

Von der heil. Taufe.

Von der heil. Firmung.

Von dem h. h. Sakramente des Altars.

Von dem heil. Sakrament der Buße.

Von der Gnade.

1. Gott gibt allen Sündern Gnade zur Bekehrung, oder: Die heil. Büßerin Thais.

Thais, welche wir dermalen als eine Büßerin verehren, war anfänglich eine im Christenthum erzogene, doch äußerst leichtsinnige, leider aber von ihrer eigenen pflichtvergessenen Mutter zum Laster angeführte Buhlerin. Ihr Vaterland war Egypten, und sie lebte, nach dem Zeugnisse mehrerer heil. Kirchenväter, im vierten Jahrhundert. So lange ihr Vater lebte, war Thais fromm und tugendhaft; aber leider starb dieser zu früh. Da nun ihre Mutter die Hauswirthschaft nicht verstand, dabei an den Vergnügungen und Freuden der Welt hing, war das bald aufgezehrt, was der arbeitsame und gottesfürchtige Vater hinterlassen hatte. In möglichster Sparsamkeit und Zurückgezogenheit zu leben und durch ihrer Hände Arbeit die tägliche Nahrung zu verdienen, dieß wollte der Mutter unserer Thais gar nicht mehr behagen; sie sann also auf ein anderes Mittel, sich und ihrer herangewachsenen Tochter den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, und sie entschloß sich, das letzte von ihrem verstorbenen Manne zurückgelassene Eigenthum zu veräußern, davon sich und ihrer Tochter kostbare Kleider anzuschaffen, um die Aufmerksamkeit der Wüstlinge auf ihre Tochter zu richten. Die Mutter der Thais erreichte leider ihren teuflischen Zweck. Kaum war sie nebst ihrer ungewöhnlich wohlgestalteten Tochter an den öffentlichen Vergnügungsorten erschienen, so staunte man auch Thais an; man näherte sich ihr, fand sie überdies lebhaft und geistvoll in der Unterhaltung; gar bald fing man also an, ihrer Unschuld und Tugend Fallstricke aller Art zu legen.

Thais, in deren Innerem noch einiges Gefühl von Religiosität vorherrschend war, gefiel sich anfänglich keineswegs in dieser Lebensart. Doch ihre Mutter nannte ihre Besorgnisse allzuängstliche Schamhaftigkeit, und gestattete ohne weiteres jungen leichtsinnigen Männern freien Zutritt in ihrer Wohnung, unter dem betrügerischen Vorwande: man könne

nicht wissen, ob nicht Einer oder der Andere etwa Neigung zu ihr habe, und ihr seine Hand zu einer glücklichen Versorgung anbieten würde. Thais, nichts Böses ahnend und mit Liebe an ihrer Mutter hangend, glaubte ihren Worten, und benahm sich gegen Alle, die nun ihr Haus besuchten, mit zuvorkommender Artigkeit, ohne sich anfänglich zu vergessen, und sie wußte ihre vorgeblichen Buhler so im Zaum zu halten, daß keiner so leicht es wagte, auch nur ein unsittliches Wort zu sprechen. Der Wüstlinge Schaar steckte sich also hinter die Mutter, und diese, keineswegs ängstlich, nahm Geschenke aller Art an, die man der Tochter noch nicht zu überreichen getraute; aber Thais, durch die kostbaren Geschenke geblendet, gefiel sich in dem Putze, und ihre Sittsamkeit verschwand nach und nach. Sobald nur bemerkt wurde, daß Thais dem Rathe der Mutter folgte, da wetteiferten auch die Wüstlinge unter einander, — und Geschenke aller Art, eines kostbarer als das andere, füllten ihre Wohnung an. Und nun hatte die bethörte Thais bald ihre Unschuld verloren. Ihre Mutter, an welcher sie mehr eine teuflische Verführerin als eine mütterliche Rathgeberin hatte, starb bald nach dieser unglücklichen Wendung, um vor Gottes heiligem Richterstuhl den Lohn der schändlichen Verletzung ihrer Mutterpflicht zu erhalten. Die sich selbst überlassene Thais fuhr auf dem begonnenen Wege fort, doch so, daß nur jene in ihr Haus Eintritt fanden, welche die reichsten Geschenke brachten. Mehrere Familiensöhne hatten ihr ganzes väterliches Erbe der schönen Buhlerin aufgeopfert, und nicht selten geschahen Ermordungen in und vor ihrer Wohnung, je nachdem unter ihren Buhlern Eifersucht herrschte. Die Folge davon war, daß Thais nun bald der Gegenstand des allgemeinen Aergernisses in den Augen aller jener wurde, welche nur noch einiges Gefühl für Gottesfurcht und Tugend hatten. — In diesem Zeitpunkte war es, wo Gott, der mit Erbarmung besonders auf jene Sünder herabsieht, die nicht sowohl aus eigener Schuld, als durch Verführung lasterhaft geworden, nach seiner unbegränzten Liebe beschloß, die verblendete Thais auf den Zustand ihrer Seele aufmerksam machen zu lassen, um sie zur Reue und Buße zu führen. Die göttliche Vorsehung bediente sich hiezu eines frommen Einsiedlers, mit Namen Paphnutius, der in Egypten sehr bekannt und geschätzt war. Dieser begab sich in weltlicher

Kleidung in die Stadt, in welcher Thais ihr schändliches Leben führte, ging in ihr Haus, und fragte nach der Bewohnerin desselben. Thais, welche nichts anderes vermuthete, als einen Wüstling vor sich zu haben, der Befriedigung seiner Lust suche, öffnete das geheime Gemach, worin sie ihre Buhler zu führen pflegte. Paphnutius verrieth Furcht, Thais aber wies mehrere, noch abgelegenere Zimmer. Paphnutius fuhr fort, immer Furcht äußernd. Da sprach Thais in spöttischer Laune: „Von Menschen kannst du hier nicht beobachtet werden, fürchtest du aber von Gott gesehen zu werden, so wisse, daß es keinen Ort gibt, der von seiner Gegenwart nicht erfüllt würde." Da fiel Paphnutius in die Rede und sprach: „Weißt du denn, daß es einen Gott gibt?" — „Nicht blos dieses," erwiederte Thais, „weiß ich; ich weiß auch, daß es einen Ort der Seligkeit, sowie einen Ort zur Bestrafung der Verdammten gibt." — „Wenn du aber," versetzte Paphnutius, „dieses weißt, warum hast du so viele Seelen um ihre Seligkeit gebracht? Wisse, nicht blos wegen der von dir verübten Sünden und Laster wirst du verdammt werden, sondern auch wegen aller jener Laster, die Andere mit dir und wegen deiner verübt haben, wirst du einst Gott Rechenschaft geben müssen."

Als Thais diese Erklärung hörte, erkannte sie, erleuchtet durch die Gnade Gottes, die Abscheulichkeit ihres bisherigen Wandels, warf sich unter Vergießung häufiger Thränen zu den Füßen des frommen Abtes nieder, von dem sie nun wohl sah, daß er nicht, um mit ihr zu sündigen, sondern um sie zur Seligkeit zu führen, gekommen sei. Sie verstand sich freiwillig zu jeder Buße, welche er ihr auferlegen würde, um sie mit Gott wieder zu versöhnen, und bat sich nur noch drei Stunden aus, um ihre Sachen in Richtigkeit bringen zu können. „Sind diese verflossen, dann bestimme mir den Ort, wohin ich mich zur Wirkung würdiger Früchte der Buße begeben soll, und du wirst mich dazu bereitwillig finden."

Paphnutius, erfreut darüber, sie unter göttlicher Leitung zu so frommem Entschluß gebracht zu haben, bestimmte ein entferntes Jungfrauenkloster als den Ort, wo er sie erwarten und das Weitere anordnen würde. Dorthin eilte er ihr nun voran, um die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange zu treffen.

Thais hielt redlich, was sie versprochen hatte. Die drei erbetenen Stunden benutzte sie, um alle Möbel, Gewänder und Kostbarkeiten, die sie sich durch ihr schandvolles Leben erworben hatte, zusammenpacken und auf einen öffentlichen Platz tragen zu lassen, wo sie dann selbst erschien, und während sie den Sündenlohn in Brand steckte, mit lauter Stimme, unter Vergießung häufiger Thränen, alle die, welche sie geärgert hatte, flehentlichst bat, daß sie nun auch an diesem Opfer der Buße Theil nehmen möchten. Noch in derselben Nacht begab sie sich hierauf nach dem ihr angezeigten Kloster, wo der Abt Paphnutius bereits ihrer wartete. Dort angekommen, wies ihr der fromme Abt eine Zelle an, aus welcher sie so lange nicht herauszutreten wagen sollte, bis er wieder kommen, und die Thüre, welche er verschließen werde, selbst öffnen würde.

Sich gehorsam dieser Buße unterwerfend, bemerkte Thais nur noch, ob es ihr nicht erlaubt sei, in die Kirche zu gehen, und das Opfer der Anbetung darzubringen. „Nein," antwortete Paphnutius, „du bist der Gnade nicht würdig, den Namen Gottes auszusprechen, weil deine Lippen durch Missethat befleckt worden; auch bist du nicht würdig, deine Hände gen Himmel auszustrecken, weil sie voll der Unlauterkeit sind; nichts Anderes erlaube ich dir, als gegen Sonnenaufgang dich wendend oft mit Mund und Herz auszurufen: Herr, Der Du mich erschaffen hast, erbarme Dich meiner!" So hart nun auch diese Kirchenbuße war, so willig unterwarf sich doch Thais derselben. Sie erkannte immer inniger die Schändlichkeit ihres bisherigen Wandels, und wagte es daher nicht, weder den Namen Gottes auszusprechen, noch Gott ihren Vater zu nennen, weil sie durch ihre Laster verdient habe, des Rechtes der Kindschaft verlustig zu werden; auch wagte sie nicht, Ihn Herr, Richter und Gott zu nennen, nicht einmal wagte sie es, ihren Blick gen Himmel zu richten. Immer auf die Erde hinblickend, rief sie mit dem Psalmisten aus: „Deine Hände haben mich bereitet, gib mir Verstand, daß ich Deine Gebote lerne!" Durch ein kleines Fenster, welches die verschlossene Zelle hatte, reichte ihr eine Klosterschwester täglich nebst Wasser die nothdürftigste Nahrung. Drei ganze Jahre verlebte die Büßerin Thais in dieser Zelle, ohne auch die geringste Klage zu äußern. Nach so sprechendem Beweise bußfertiger Gesinnung eilte Paphnutius zu dem

heil. Antonius, ihn befragend, ob Thais nun in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, und der Empfang der Sakramente ihr gestattet werden könne. Und siehe, dem heil. Manne ward im Gebete durch eine göttliche Stimme die Gewißheit, daß Gott alle ihre Sünden verziehen habe, und die Krone der Gerechtigkeit ihrer warte. Zurückgekehrt, öffnete Paphnutius mit heiliger Freude die Zelle der Büßerin. Mit himmlischem Frieden empfing die in Thränen der Buße rein Gewaschene die heil. Sakramente; aber die Zelle, in welcher sie für den Bund der Liebe mit Gott reif geworden, verließ sie nicht wieder. Freiwillig verharrte sie in derselben bis an ihr seliges Ende, welches denn auch bald nachher erfolgte.

---

2. Gott gibt allen Sündern Gnade zur Bekehrung, oder: Die heil. Büßerin Pelagia.

Pelagia, von heidnischen Eltern zu Antiochia geboren, mit eben so viel Geist als Schönheit des Leibes begabt, hatte sich mit vielen Andern unter die Katechumenen (Lehrlinge) der Kirche aufnehmen lassen, und berechtigte zu den besten Erwartungen. Doch es währte nicht lange, so vergaß sie ihres Zieles, vergaffte sich in die eitle Welt, ward eine Schauspielerin und ein dienstbares Werkzeug der Fleischeslust. Der Lohn der Sünde mußte den Sündenleib schmücken, welcher in prächtigen Kleidern, von Gold und Edelsteinen schimmernd, zur Sünde reizen sollte. Großes Aergerniß ging von ihr aus. Bei einer Versammlung von Bischöfen, die der Patriarch Maximian zu Antiochia hielt, war auch der heil. Ramus, Bischof zu Heliopolis in Syrien, anwesend. Er stand im Rufe großer Heiligkeit und war ein eifriger Prediger. Auf Ansuchen des Patriarchen hielt Ramus im Vorhofe der Kirche des heil. Martyrers Julian eine Predigt an die Versammelten. Während der Predigt ritt Pelagia auf einem Maulthiere im Glanze einer Buhlgöttin, begleitet von ihren Verehrern, vorüber. Das Volk riß die Augen auf, die Bischöfe wandten seufzend ihr Angesicht weg, nur Ramus sah ihr länger nach und fragte nach der Predigt die Bischöfe: wie ihnen der Putz und die Pracht der Pelagia gefallen habe? Alle schwiegen, sich verwundernd ob dieser

Frage aus dem Munde des heil. Mannes. Er aber setzte hinzu: „Mich hat der Anblick dieser Person sehr gerührt. Was werden wir vor dem Richterstuhle Gottes antworten, wenn unsere Arbeit und Bemühung mit der Emsigkeit dieser Pelagia wird verglichen werden? Wie viel Zeit und Arbeit verwendet sie, ihren Leib zu zieren, um sich die Gunst sündhafter Menschen zu erwerben, und wie wenig thun wir, uns mit Tugenden zu schmücken, um in den Augen Gottes zu gefallen?" Sprach's und kehrte mit seinem Diakon in seine Herberge, verschloß sich in ein Zimmer, warf sich vor Gott auf sein Angesicht, und bat Ihn unter Thränen um Verzeihung wegen seines geringern Eifers für die Ehre des Herrn. Am folgenden Tage predigte Ramus wieder, aber diesmal in der Kirche vor dem zahlreich versammelten Volke. Er sprach von den Gerichten Gottes, der die Guten belohnt, die Bösen aber in demselben Maße straft, als sie Seine Erbarmungen mit Füßen treten, der für Alle Mensch geworden, für Alle am Kreuze gestorben ist, und nach seiner Erhöhung den heil. Geist gesendet hat, um Alle zu Sich emporzuziehen. — Unter seinen Zuhörern war diesmal auch Pelagia, zwar nicht aus Andacht, denn sie haßte die Christen; aber sie war dennoch neugierig, den berühmten Prediger zu hören, und hatte ja Gelegenheit, hier vor den Leuten ihren Putz glänzen zu lassen. Aber die Worte des heil. Ramus gingen ihr wie ein Schwert durch die Seele; sie erkannte sich, dem apostolischen Manne gegenüber, in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit. In ihr Haus zurückgekehrt, schrieb sie einen Brief an den heil. Bischof, worin sie ihn inständig und in tiefster Demuth um Rettung bat. Der Heilige fürchtete Anfangs Verstellung; aber in seiner Andacht ermahnt, daß hier der Finger Gottes walte, berief er sie zu sich in die Kirche, ertheilte ihr da den nöthigen Unterricht in der Lehre des Heils und reinigte sie endlich durch die Taufe von ihrem Sündenaussatz. Pelagia, vor ihrer Bekehrung des reichen Schmuckes wegen Margaritha genannt, gab jetzt durch Bußeifer dem Worte Zeugniß, daß in keinem Andern Heil sei, als in Jesu Christo. Sie legte allen äußern Schmuck ab, vertheilte ihr Vermögen unter die Armen, und begab sich als Büßerin nach Jerusalem. Dort bezog sie am Oelberg eine Höhle, und lebte da im Martyrerthum der Buße bis an ihren Tod. Noch im zwölften Jahrhundert zeigte man den Pilgern ihre Grotte

und in einer Urne die Reliquien. Aber heute noch ist uns ihr Andenken heilig, das uns zur Buße über unsere Sünden ermuntert, damit wir Gnade finden mögen, bei Dem, der da gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, Jesus Christus, welcher sei hochgelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

---

3. Die zuvorkommende Gnade, oder: Pontius von Lavaze.

Pontius von Lavaze war einige Zeit der Schrecken seiner Nachbarn und die Geißel von ganz Arragonien gewesen. Im Jahre 1134 ergriff ihn plötzlich — ohne alle äußere Veranlassung — eine solche Furcht vor dem göttlichen Strafgerichte, daß er eine öffentliche Buße zu wirken sich entschloß, sogleich seinen Lebenswandel änderte, und sechs seiner Freunde, die Genossen seines Sündenlebens gewesen, ein Gleiches zu thun überredete. Am Palmsonntage ließ er sich nach Ladere mit einem Stricke an dem Halse und mit entblößten Schultern auf einen öffentlichen Platz führen, auf dem eine Procession Halt machte. Darauf stieg er auf das Gerüst, wo die Geistlichkeit Platz genommen hatte, warf sich dem Bischofe zu Füßen, reichte ihm eine Schrift dar, wo er seine Sünden aufgezeichnet hatte, und bat ihn, diese in Gegenwart des ganzen Volkes ablesen zu lassen. Der Bischof wollte ihm die Schande ersparen; allein der Büßer flehte so inständig, daß die Lesung vorgenommen werden mußte. So lange diese währte, ließ sich der Büßende geißeln und bat nur, daß man stärker zuschlagen möchte. Alle Umstehenden zerflossen vor Rührung in Thränen, und manche Anwesende, die aus falscher Scham in der geheimen Beicht nicht Alles mitgetheilt hatten, thaten nach diesem Beispiele Buße. — Wie wunderbar waltete hier die Kraft der wirklichen Gnade!

---

4. Die Gnade der Beharrlichkeit im Guten, oder: Der Verbrecher vor der Hinrichtung.

Ein gefangener Missethäter, Nicolaus Tuldo mit Namen, unempfindlich und todt für das Himmlische und folglich beim bevorstehenden Tode sehr trostlos, wurde durch einen Besuch

der heil. Katharina von Siena bekehrt, so daß er aufrichtig Buße that, und sich schönstens zum Tode vorbereitete. „Ich mußte ihm versprechen, erzählt die heil. Katharina selbst, daß ich ihm in der Stunde der Hinrichtung beistehen wollte. Ich that es. Schon früh Morgens, ehe man die Glocke läutete, eilte ich in's Gefängniß, und war Zeuge seiner heil. Communion, die er nie in seinem Leben empfangen hatte. Sein Wille war vollkommen in Gottes Willen ergeben; nur noch ein wenig Furcht war in ihm; ob er in der Stunde der Enthauptung auch stark genug sein werde. „„Bleibet doch bei mir, sprach er, dann wird mir recht wohl sein, und ich werde freudig sterben."" Da ich seine Furcht merkte, so sprach ich zu ihm: „„Muthig, lieber Bruder! bald werden wir zur Hochzeit des Lammes kommen. Du gehest hin, gewaschen mit dem kostbaren Blute des Sohnes Gottes, gereiniget im heil. Namen Jesu. Diesen Namen laß nur nicht aus deinem Gedächtnisse; ich will indessen auf dem Richtplatze auf dich warten."" Nun war sein Herz von aller Todesfurcht befreit; sein Angesicht heiterte sich auf und er wurde voll des Trostes. „„Woher kommt, rief er entzückt, diese große Gnade? Ich werde standhaft dem Tode entgegen gehen."" Ich ging dann hin zum Richtplatze, immer betend; ich setzte mich an den Ort und legte auch mein Haupt auf den Block hin. In dieser Stellung betete ich zu Gott, daß ihm bei seiner Hinrichtung auf diesem Blocke Licht von oben und innerlicher Friede möchte geschenkt werden. Wie ich merkte, daß mein Gebet erhöret sei, war ich voll Freude des Geistes, daß ich von der Menge Menschen, die den Platz umringten, auch nicht einen sah. — Der arme Sünder kam immer näher, sanft daherschreitend wie ein Lamm. Wie er mich erblickte, fing er an zu lächeln. Er bat mich, daß ich ihn segnen möchte. Ich that es und sagte, daß wir zur Hochzeit des Lammes gehen. „„Lieber Bruder, setzte ich hinzu, bald wirst du im ewigen Leben anlangen."" Er bückte sich mit vieler Innigkeit nieder. Ich entblößte ihm den Hals und erinnerte ihn an das Blut des Lammes. Er sprach nur die Worte: „„Jesus! — Katharina!"" und ich empfing sein Haupt in meine Hände." — So schön endete ein Verbrecher durch die Gnade des heil. Geistes, dessen Organ die heil. Katharina gewesen.

Von den heiligen Sakramenten.

Von der heil. Taufe.

1. Die Gnade der Taufe, oder: Die zwei Tafeln.

Ingo, Herzog von Kärnthen, hatte noch viele unter seinen Edelleuten, die dem Götzendienste nicht entsagen wollten. Im Jahre 791 ließ er nun ein großes Gastmahl bereiten, und lud dazu die noch heidnischen Edelleute, aber auch eine Schaar armer, doch christlicher Arbeiter ein. Den Großen wurde ihre Tafel im Hofraume bereitet, und mit gemeinem Brode, schlechtem Fleische und sehr ordinärem Weine in irdenen Geschirren besetzt. — Hingegen die armen Christen zog der Herzog an seine Tafel, stellte ihnen den köstlichsten Wein in goldenen und silbernen Pokalen vor, ließ die delicatesten Speisen auftragen, und bot Alles auf, um ihnen eine wahrhaft fürstliche Tafel zu geben. — Die Edeln und Großen konnten vor Staunen kaum zu sich kommen, und ihr Stolz war auf's Tiefste beleidiget; sie vermochten sich nicht länger zu halten, sondern traten, mit vor Zorneswuth flammenden Augen in den Speisesaal des Herzogs, und fragten ihn mit Ungestüm um die Ursache dieser Zurücksetzung. Der Fürst erwiederte ganz ruhig und gelassen: „Wundert euch nur nicht über mein Verfahren! — Diese hier, zwar arm an zeitlichen Gütern, sind reich an göttlichen Gnaden durch die heil. Taufe geworden; sie sind Kinder und Erben des Allerhöchsten; ich erkenne sie alle als meine Brüder in Christo an. Ihr aber, zwar reich an vergänglichen Sachen, seid doch bettelarm an geistigen Schätzen; eure Seele ist noch beschmutzt mit der Erbmackel und vielen eigenen Sünden; ihr seid noch Sklaven der Finsterniß und Anbeter elender Götzen. Was Wunder also, wenn ich eure Gesellschaft für mich entehrend halte, hingegen diese meine christlichen Brüder in meiner Nähe zu haben und zu ehren wünsche?!" — Diese ruhige, aber ernste und entschiedene Aussprache des Herzogs hatte die erfreuliche Wirkung, daß die meisten seiner Großen sich im Christenthume unterrichten, und bald darauf vom Erzbischofe Arno von Salzburg taufen ließen.

(Brunner. Annal. Boicor. p. 2.)

2. Die Gnade der Taufe, oder: Die zwei Taufkinder.

Als Herr von Cheverus, Erzbischof von Bordeaux, das Kind eines sehr reichen Mannes taufte, wurde er in der Kirche eine arme Frau gewahr, die als Pathin — von armen Verwandten begleitet, auch ein neugebornes Kind in ihren Armen hielt, und bei Seite demüthig abwartete, bis man es auch taufen würde. Freundlich winkte der Erzbischof der armen Pathin und sprach: „Kommet nur gleich herbei; ich will auch dieses arme Kind taufen, und es in seinen dürftigen Windeln nicht weniger ehren, als das mit reichem Schmucke gezierte Kind.“ Und nachdem die heil. Taufhandlung an beiden Kindern beendiget war, nahm der edle Kirchenfürst Veranlassung, den anwesenden Reichen wie Armen nützliche Lehren zu geben. „Diese beide Kindlein, sprach er zu ihnen, sind vor Gott jetzt ganz gleich, in seinen Augen gleich rein und schön, seinem Vaterherzen gleich theuer; beide sind bestimmt für denselben Himmel, für die gleiche Seligkeit; aber beide müssen auf verschiedenen Wegen dahin gelangen, — das reiche Kind durch eine Liebe, die den dürftigen Bruder tröstet und unterstützet, — das arme aber durch ein demüthiges und arbeitsames Leben. Der Himmel wird sich sowohl dem armen öffnen, welches in seiner Noth ausharrte und geduldig blieb, als auch dem reichen, das die Noth erleichterte und mitleidig war. Die Tugend des einen wird der Edelmuth, die Tugend des andern die Dankbarkeit sein und, fügte der liebevolle Erzbischof hinzu, möchte das eine wie das andere schon von heute anfangen, seiner Bestimmung zu entsprechen! Allein das arme Kindlein kann noch nicht bitten, und sein kleines Herz kennt noch nicht die Dankbarkeit; darum will ich als Hirt die Stelle des armen Schäfleins vertreten, und will bitten und danken für alles das, was Sie verehrteste Herren und Damen! ihm zu geben die Güte haben! Das reiche Kind kann noch nicht geben, es kennt noch nicht sein armes Brüderlein, und weiß noch nichts von Edelmuth; darum wollen Sie, Verehrteste! seine Stellvertreter in der Liebe und im Edelmuthe werden, und Ihr Almosen wird den Segen Gottes über das Kind herabziehen, und seinen Eintritt in dieses Leben weihen und heiligen.“ — Und nun begann der Erzbischof die Sammlung, und von den Verwandten des reichen Kindes fühlte sich jeder gedrungen, frei-

gebig zu spenden. Die reichlich ausgefallene Sammlung wurde der überraschten Pathin des armen Kindes für dessen Eltern übergeben, die durch diese Spende auf lange Zeit vor Nahrungssorgen geschützt blieben.

(Nach Guill. Handb. I. 69.)

3. Die Gnade der Taufe, oder: der Wunderbrunnen in Creta.

Cardianus erzählt von einem wunderbaren Brunnen auf der Insel Creta, dessen Wasser die Kraft und Wirkung haben soll, nicht nur alle Flecken und Muttermale zu vertreiben, sondern selbst auch die runzlichte Haut bejahrter Leute, welche daraus trinken wieder zu verjüngen und zu beleben. Als eine alte abgelebte Frau von dieser Wunderquelle hörte, seufzte sie und wünschte nur einen einzigen Trunk Wassers aus diesem Brunnen; ja sie zeigte sich bereit, all ihr Vermögen, und wenn dieses nicht ausreichen sollte, sogar ihre entbehrliche Kleidung vom Leibe herzugeben, wenn sie nur einen Trunk Wassers von der Quelle auf Creta und dadurch ihre frühere Schönheit wieder erhalten könnte. — Ob nun dieses Dichtung oder Wahrheit sei, lasse ich dahin gestellt sein. Dieß aber weiß ich gewiß, daß alle Menschen, soviel ihrer vom Weibe geboren werden, ein rechtes Muttermal, die Erbsünde nämlich, mit sich auf die Welt bringen, und daß es einen Wunderbrunnen gibt, in welchem man von diesem Muttermale sowohl, als auch von allen Schmutz- oder Sündenmackeln der Seele gereiniget werden kann; und das ist die heilige Taufe. Wer im Taufbrunnen gewaschen ist, der ist rein und keine Mackel ist an ihm.

(Sebast. Schmid's vollständ. Katech. I. Thl. S. 17.)

4. Die Gnade der Taufe, oder: Getauft sein, ist mehr, als König sein.

Nikolaus Aegidius erzählt uns in der Lebensgeschichte des gottesfürchtigen Königs Ludwig des Heiligen, daß dieser in den Tagen seiner Jugend eine ganz besondere Vorliebe und Verehrung gegen jene heilige Stätte getragen habe, wo er

die Taufe und somit auch die heilige Weihe eines Christen empfieng. Gar gerne besuchte er die Schloßkapelle zu Poißy, wo er nicht selten vor dem Taufsteine auf den Knieen lag und Gott dem Herrn für die große Gnade der heiligen Taufe und die dadurch verliehene hohe Christenwürde dankte. Aus eben diesem Grunde unterzeichnete er sich, ohne der Würde eines Königs zu erwähnen, oft nur Ludwig von Poißy. Und als sich einige von seinen Freunden darüber wunderten und ihn fragten, warum er denn eine so große Hochachtung und Verehrung gegen die unansehnliche Schloßkapelle zu Poißy trage, wo er ja nur die Taufe empfing, indeß er gegen den prächtigen Dom zu Rheims, wo er doch durch die Krönung zur höchsten Würde erhoben worden sei, viel gleichgültiger sei, da erwiederte der brave König in seinem wahrhaft frommen Sinne: Meine lieben Freunde! sollte ich wohl den Ort nicht höher schätzen, wo ich die Würde eines Christen, als den, wo ich nur die vergängliche Würde eines irdischen Königs empfing? Zu Rheims wurde ich nur geschmückt mit der vergänglichen Krone meines Vaters und gesalbt zum irdischen Herrscher; zu Poißy aber ward ich geziert mit dem Diadem Jesu Christi und gesalbt mit dem heiligen Oele der Erlösung zum Kinde Gottes. Durch die Krönung zu Rheims erhielt ich nur das Recht, einen irdischen Thron zu besteigen, dessen Werth und Glanz für mich mit meinem Tode erlischt; durch die Taufe zu Poißy hingegen erhielt ich die Anwartschaft auf den Himmel und das Recht, ein Erbe Gottes und seiner ewigen, unaussprechlichen Herrlichkeit zu sein.

(Flores Exemplorum pars I. pag. 10. cs. I. Bd. S. 4.)

---

5. Die Gnade der Taufe, oder: Der heilige Leonidas.

Der heilige Leonidas, der wahrhaft Christ und voll Glauben war, bewunderte an seinem Sohne Origenes die beibehaltene Reinheit der Taufunschuld. Er stand dieser Ursache halber oft in der Nacht auf, näherte sich still diesem frommen Kinde, während es schlief, deckte seine Brust auf und küßte sie ehrerbietig als den Tempel des heiligen Geistes.

(Debussi S. 111.)

---

9. Die Nothwendigkeit der Taufe, oder: Das Wunder zu Uzala.

Die Taufe ist keine gleichgültige Sache, die man nach Gutbefinden empfangen und unterlassen darf; sie ist ein zur Seligkeit unumgänglich nothwendiges Erforderniß; als solche hat sie Jesus Christus bezeichnet, als solche hat sie seine heilige Kirche erklärt, als solche haben sie die Christen zu allen Zeiten betrachtet und angesehen. Höret hierüber ein auffallendes und höchst merkwürdiges Beispiel, welches uns der heilige Augustin auf folgende Weise erzählt. — „Wir wissen", so fängt dieser Heilige in seiner Erzählung an, „wir wissen ein Wunder, das zu Uzala, einer Stadt in Afrika, geschehen ist. Eine Frau hatte einen Sohn, der noch nicht getauft war; und als dieses Kind starb, ward dessen Mutter untröstlich, indem sie solches, nicht weil es das gegenwärtige Leben, sondern weil es das ewige verloren hatte, beweinte. Voll Vertrauen aber nahm sie das Kind und trug es in die Kirche des heiligen Erzmartyrers Stephanus; dort fing sie aufs Inständigste an, ihren Sohn, den sie verloren hatte, von ihm zurückzufordern, und bat ihn in folgenden Ausdrücken: „Heiliger Martyrer! du siehst, daß mir kein Trost mehr übrig ist, weil ich nicht sagen kann, daß mein Sohn mir vorausgegangen sei; du weißt, daß er verloren, und daß dieß die einzige Ursache meiner Thränen ist. Gib mir also durch deine Fürbitte meinen Sohn zurück, auf daß ich ihn im Himmel, in der Gegenwart dessen, der dich gekrönet hat, besitzen möge!" Während sie auf diese Weise betete und durch ihre Thränen das Kind vielmehr abzunöthigen, als zu verlangen schien, lebte solches wiederum auf. Und da sie gesagt hatte: „Du weißt, warum ich es begehre," so wollte Gott, daß sie aufrichtig geredet habe; denn alsbald trug sie das Kind zu den Priestern; es wurde getauft, geheiliget, gesalbt, erhielt die Auflegung der Hände und starb, nachdem es solchergestalt das heilige Taufsakrament und die Firmung empfangen hatte, von Neuem. Die Mutter aber begleitete dasselbe mit so fröhlichem Angesichte zum Grabe, als hätte sie nichts Anderes zu thun, als es nur dem heiligen Martyrer Stephanus in die Arme zu legen."

(Hubers Unterweisungen. S. 335.)

7. Die Begierdtaufe, oder: Der junge Kaiser Valentinian.

Als der junge Kaiser Valentinian II. im Jahre 392, da er noch Katechumenus war, in seinem zwanzigsten Lebensjahre meuchlings — auf Anstiften seines Feldherrn Orbogastus, der selbst nach der Krone trachtete — ermordet worden war, so betrauerten Viele den Tod des hoffnungsvollen Kaisers besonders auch darum, weil er ohne Taufe gestorben sei. — Der heil. Ambrosius, der große Bischof von Mailand tröstete, aber hierüber in seiner Leichenrede auf den Tod des Kaisers die Trauernden also: Ich höre, daß es euch betrübte, weil er das heil. Sakrament der Taufe noch nicht empfangen hatte. — Doch lange verlangte er schon darnach, und erst kürzlich gab er mir zu verstehen, daß er wünsche, von mir getauft zu werden, und eben deßhalb ließ er mich herbeirufen. — Hat er nun die Gnade, nach der er so sehnlichst verlangte, etwa nicht so gewiß — er hat sie erhalten, eben weil er sich so sehr darnach sehnte! — Wie die Martyrer, wenn auch noch nicht getauft, durch ihr Blut rein gewaschen werden, so hat auch ihn seine Liebe und seine Sanftmuth gereinigt."

(S. Ambros. de obitu Valent.)

---

8. Die Bluttaufe, oder: St. Katharina und die fünfzig Weltweisen.

Um die eben so durch ihre Gelehrsamkeit, als Tugend ausgezeichnete heil. Katharina (geboren zu Alexandria in Aegypten am Ende des dritten Jahrhunderts) vom Christenthume abwendig zu machen, hatte der grausame Kaiser Maximin unter andern Versuchen beschlossen, sie in einer öffentlichen Unterredung von gelehrten Männern ihres Irrthumes überweisen zu lassen. Er ließ deßhalb fünfzig der berühmtesten heidnischen Weltweisen zusammenkommen, die er beauftragte, die gelehrte Jungfrau in einem öffentlichen Wortstreite zu besiegen. Allein der Erfolg entsprach nicht seiner Erwartung. Mehrere von ihnen (Einige sagen alle) wurden vielmehr durch die Beredsamkeit der begeisterten Vertheidigerin des christlichen Glaubens von der Wahrheit des letztern gänzlich überzeugt und bekannten laut und offen Jesum

Christum. Der Kaiser, hierüber auf's äußerste erbittert, befahl, diese alle sogleich zu verbrennen. Sie erschracken nicht vor dem Tode in den Flammen; aber darüber beklagten sie sich gegen die heil. Katharina, daß sie ohne Taufe sterben müßten. Doch die heil. Jungfrau segnete sie mit dem heil. Kreuzzeichen und beruhigte sie mit folgenden Worten: „Seid deßhalb unbekümmert; denn bald sollet ihr in euerem eigenen Blute getauft werden." — Und so gingen sie freudig in den Tod, und durch die Bluttaufe in's ewige Leben ein.

(Laur. Sur. 25. Nov.)

---

9. Nach der Taufe sollen wir ein reines, unschuldiges Leben führen, oder: Der getaufte Amerikaner.

Ein Missionär der neuen Welt, der entlegene Länder durchwanderte, um Jesu Christo Seelen zu gewinnen, hielt sich in den vorzüglichsten Dorfschaften auf. Hier traf er oft Wilde an, die ihm die Gnade ringsum aus einer Entfernung von 20 bis 30 Stunden zuführte; er unterrichtete sie, taufte die, welche er für wohl vorbereitet hielt, und ging hernach von da wieder in andere Gegenden. Einst kam ein Wilder zu ihm, dessen Eifer ihm etwas Außerordentliches zu haben schien. Sobald nun dieser in den Geheimnissen unserer heiligen Religion und in dem, was die heiligen Sakramente betrifft, wohl unterrichtet war, ertheilte ihm der Missionär die heilige Taufe und ließ ihn sogar an dem heiligen Altarssakramente Theil nehmen, das er mit den lebhaftesten Gefühlen der Liebe und des Dankes empfing. Der Missionär setzte hierauf wieder seine apostolischen Wanderungen fort, kam jedoch nach Verlauf eines Jahres wieder an den Ort zurück, wo der Wilde ein so eifriger Christ geworden war. Sobald nun dieser die Ankunft des Priesters vernommen hatte, den er für seinen Vater ansah, eilte er zu ihm, warf sich ihm zu Füßen, und benetzte sie mit seinen Thränen; er wußte nicht, wie er seine Freude darüber ausdrücken sollte, daß er denjenigen wieder sah, der ihm ein neues Leben in Jesu Christo geschenkt hatte. Es dauerte nicht lange, da bat er den frommen Pater flehentlich, er möchte ihn doch noch das hohe Glück genießen lassen, das er ihm im vorigen Jahre bereitet hatte. „Von welchem Glücke redest du?" fragte ihn der Missionär.—

„O mein Vater!“ antwortete der Wilde, kann Ihnen das unbekannt sein? vom Glücke, den Leib meines Gottes zu empfangen.“ — „Gerne, mein Kind! aber vorher mußt du beichten! Hast du dein Gewissen erforscht?“ „Mein Vater! ich erforsche es alle Tage, wie Sie es mir das vorige Jahr befohlen haben.“ — „In diesem Falle kniee nieder und bekenne mir die Fehler, in die du seit deiner Taufe magst gefallen sein!“ „Was für Fehler, mein Vater?!“ „Die schweren Sünden, die du etwa gegen die Gebote Gottes begangen hast.“ „Die schweren Sünden?“ antwortete der Wilde ganz betroffen. „Kann man denn Gott noch beleidigen, wenn man getauft ist? Gibt es denn Christen, die eines solchen Undankes fähig sind?“ — Während er diese Worte aussprach, vergoß er häufige Thränen, und auch der Missionär weinte mit ihm, indem er Gott dafür lobpries, daß er sich sogar in den Wäldern Amerika's solche Anbeter bereitet hatte, die man Anbeter im Geiste und in der Wahrheit nennen kann. Welche Lehre für die Christen unserer Tage!! (Debussi S. 144.)

---

10. Bleib treu deinem Taufgelöbnisse, oder: Die heldenmüthige Neophytin.

Gaume erzählt in seiner katholischen Religionslehre ein bewunderungswürdiges Beispiel von der Treue, mit welcher man, trotz aller Hindernisse, die in der Taufe gemachten Gelübde halten muß. — „Während der Verfolgung in Indien ward nach dem Berichte eines Missionärs, ein heidnisches Mädchen, erst 10 Jahre alt, an einen vornehmen Mann verheirathet. Noch zu jung, um ihrem Gatten folgen zu können, blieb sie einige Jahre unter der Vormundschaft ihrer Mutter, die wie sie eine Heidin war. Plötzlich bekam diese ein Verlangen Christin zu werden, und ließ sich zur Vorbereitung dazu unterrichten. Ich selbst, schreibt der Missionär, gab ihr den ersten Unterricht. Nachdem sie weit genug vorgeschritten war, versprach ich ihr die Taufe und setzte den Tag dazu fest. Das Mädchen, welches ohne ihre Mutter nicht beim Götzendienst verbleiben wollte, bat mich inständig, sie zugleich mit ihrer Mutter zu taufen. Lange wiederstand ich ihren Bitten, da sie mir theils noch nicht tüchtig genug schien, theils aus Furcht, ihr noch schwacher Glauben möchte zu sehr in

Gefahr gerathen, wenn sie unter das Dach eines heidnischen Mannes, in den Schoos einer götzendienerischen Familie, in ein Dorf käme, wo kein Katholik wäre, der ihr zur Stütze dienen könnte. Meine Weigerungen entmuthigten sie nicht, und vereint mit ihrer Mutter drangen sie beide mit Bitten in mich, ich sollte sie zugleich zu Kindern Gottes machen. — Unterdeß kam der Gatte der jungen Heidin; er wollte sie abholen. Ich ließ ihn rufen, machte ihm das Verlangen und die Bitten seiner Frau bekannt, und bat ihn, er möchte es gestatten, daß sie Christin würde. Er that es und versicherte mich, daß er seiner Gattin freie Uebung ihres neuen Glaubens gestatten wolle; auf sein Wort taufte ich die zwei Katechumenen im Jahre 1835. Die junge Frau reiste sodann mit ihrem Gatten ab; sie zählte damals 15 Jahre. Beim ersten Gerüchte von dieser Taufe schrieben die Verfolger einen rasenden Brief an die Vorsteher des Dorfes, in das die Neugetaufte kam, und drohten mit ihrer Rache, wenn man sie nicht sogleich zwänge, abzufallen und zurückzukehren, um den Götzen zu opfern, denen sie entsagt hatte. Eingeschüchtert durch diese Drohungen — riefen die Dorfbewohner die Neugetaufte herbei und befahlen ihr, Christum abzuschwören und zu den Göttern ihrer Väter zurückzukehren. „Weder das Eine, noch das Andere," erwiederte sie; „hier ist mein Kopf; er soll im Augenblicke fallen, wo ich meinen Glauben verrathe." — Da sie nichts mit ihr ausrichten konnten, wandten sie sich an ihren Gatten und verlangten gebieterisch, er solle sie zur Entsagung ihrer Religion zwingen. Dieser machte von ihrem Ungestüm nur zu sehr Gebrauch. Anfangs wendete er, um seine junge Gattin zu verführen, Schmeicheleien an; da er diese erfolglos sah, griff er zu gewaltthätigen Mitteln, und er ging so weit in seiner Rohheit, daß er sie eines Tages mit einem ungeheuren Stocke schlug und sie jämmerlich zurichtete. „Entsage deinem Gott!" rief er dann, „oder ich tödte dich." Sie aber, die noch stärker im Glauben, als ihr Mann grausam im Zorn war, sagte: „Tödte mich! ich bleibe meinem Gott getreu." Bei dieser Antwort bemächtigte sich eine Art Wahnsinn des Heiden; er ergriff ein Messer, warf seine Gattin zu Boden, trat mit einem Fuße auf ihren Leib, schwang das Messer über ihrem Gesichte und sprach: „Wenn du nicht abschwörst, so zerfleische ich dich!" „Nur zu! aber ich bleibe Christin." — Ein Rest von Menschlichkeit, oder

eine unwiderstehliche Achtung für den Heldenmuth mäßigte die Wuth des Heiden; er versetzte seiner Gattin nur eine leichte Wunde in's Gesicht, statt sie zu entstellen; darnach jagte er sie aus dem Hause. — Bei allem Heldenmuthe beständig auch eine zärtliche und gute Mutter — nahm die arme Frau ihr zwei Monat altes Kind, das sie säugte, in die Arme, und machte sich auf zu ihrer Mutter, um da Ruhe zu haben, die der Gatte ihr verweigerte. Möge der Herr den Muth dieser Frau segnen und in das Herz ihres Kindes auch ihren tiefen, mütterlichen Glauben senken!

(Gaume 4. Bd. S. 58.)

11. Martin der Schmied, oder: Der brave Gevatter.

Der Taufpathe soll aber nicht nur um die geistige Wohlfahrt seiner Taufkinder besorgt sein, sondern er soll im Falle der Noth und des Unglückes auch nach den besten Kräften sorgen für das leibliche Wohl derselben. Mitten in der Nacht ging Herr Hieronymus, ein reicher und achtbarer Kaufmann in Mailand aus dem Theater nach Hause. Als er bei der Werkstätte eines ihm bekannten Schmiedes vorbei kam, hörte er noch hämmern, als wenn es heller Tag wäre. Er stellte sich an die Thüre und rief hinein: „Nun, Freund Martin! so spät noch bei der Arbeit? Du mühst dich den ganzen Tag ab; reicht er wirklich nicht hin, dir Brod zu verschaffen, daß du die Nacht noch zu Hülfe nimmst?“ — „Herr Hieronymus! Sie haben ganz recht,“ erwiederte Martin, seine Mütze abziehend; am Tage verdiene ich hinlänglich mein Brod; aber sehen Sie; meinem Lazaro ist neulich Haus und Werkstätte, seine ganze Habe abgebrannt, und er ist dadurch mit seinem Weibe und zwei kleinen Kindern, die ich und mein Weib ihm aus der Taufe gehoben haben, brodlos geworden. Deßhalb stehe ich des Morgens zwei Stunden früher auf, als gewöhnlich, und lege mich Abends zwei Stunden später nieder; das macht nach Verlauf einer Woche gerade zwei Tage aus, deren Verdienst ich dem Aermeren überlasse. Ich kann ihm auf keine andere Weise beistehen; und dieß macht mir nur ein wenig Arbeit mehr. — Herr Hieronymus war erstaunt über die Gutherzigkeit des Schmiedes und sprach:

„Brav, Martin! du thust ein gutes Werk, um so mehr, als dein Gevatter vielleicht nie im Stande sein wird, seine Schuld zurück zu zahlen.“ — O! das sollte mir Leid sein für ihn, nicht für mich, sprach Martin. „Uebrigens bin ich überzeugt, daß er, käme ich in einen solchen Fall, ebensoviel und noch mehr für mich thun würde.“ — Herr Hieronymus wünschte ihm eine gute Nacht und ging gerührt weiter bei dem Gedanken; wie dieser arme Handwerker durch seiner Hände Arbeit und im Schweiße seines Angesichtes seinen Nächsten unterstütze, während es so viele Reiche gibt, die dasselbe ohne die geringste Beschwerde thun könnten, denen aber der gute Wille fehlt.

Um solche edle Gesinnung zu belohnen, begab er sich am andern Morgen wieder zu Martin und reichte ihm hundert Zechinen mit den Worten: „Nimm hin! du bist ein braver Mann, du verdienst Belohnung. Mit dem Gelde kannst du dir Eisen kaufen, dein Geschäft erweitern, für deine Familie besser sorgen, vielleicht auch einige Thaler für's Alter auf die Seite legen.“ — Der Schmied dankte dem Herrn herzlich für so viele Güte, erwiederte aber: „Deuten Sie es mir nicht übel, wenn ich das Geld nicht annehme! So lange ich noch Arme zum arbeiten habe, ist es nicht recht, daß ich etwas annehme, ohne es verdient zu haben. Um mich mit Eisen zu versehen, fehlt es mir, wenn auch manchmal an baarem Geld, doch nicht an Kredit; denn ein rechtschaffener und im Zahlen pünktlicher Handwerker findet leicht einen andern ehrlichen Mann, der ihm das Nöthige auf Treue und Glauben vorschießt. Erlauben Sie mir, weil Sie doch so gütig sind, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Geben Sie das Geld meinem Gevatter Lazaro, der wird auf diese Weise von aller seiner Noth frei werden, wird wieder Arbeit und Verdienst finden, und ich werde einige Stunden mehr schlafen können.“— Herr Hieronymus folgte seinem Rathe, erzählte aber in ganz Mailand von der edlen Gesinnung des Schmiedes Martin, so daß man eine Zeit lang von nichts Anderm sprach. Und was war die Folge davon. Jeder, der eines Schmieds benöthiget war, ging lieber zu Martin als zu einem andern, so daß dieser einzig und allein durch seine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit sein Geschäft in kurzer Zeit so in Schwung brachte, daß es ihm und seinen Kindern ein bequemes Auskommen sicherte. (Cesare Cantu S. 134.)

12. Der rechte Taufpathe.

Ganz vernünftig und christlich hat in der Wahl eines Taufpathen gehandelt Herzog Heinrich von Sachsen, Vater der sächsischen Churfürsten Moritz und August, ein milder, gutmüthiger und herablassender Fürst. Am einunddreißigsten Julius 1526 wurde ihm sein zweiter Sohn August geboren. Weit entfernt bei der Bestimmung eines Taufpathen auf hohen Rang und Stand zu sehen, wählte er einen seiner Unterthanen; und der Grund dazu war bloß die anerkannte Frömmigkeit dieses Mannes.

Unvermuthet bekam der ehrwürdige Archidiakon Apt zu Chemnitz ein fürstliches Handschreiben, des Inhaltes: „Weil wir zu Euch sonderliche Meinung tragen, begehren wir gütlich bittend, Ihr wollet auf Sonnabend nach Assumtionis Mariä gegen Abend zu Freiburg bei uns ankommen, und Sonntags darnach unsern Sohn nach christlicher Ordnung zum Sakrament der heil. Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe und unser und unserer lieben Gemahlin lieber Gevatter sein. Heinrich".

Der Archidiakon erschien zur bestimmten Zeit und wohnte als Taufpathe der heil. Handlung bei. Nach Beendigung derselben reichte er als Geschenk für den Prinzen einen Dukaten, sich entschuldigend, daß er bei seiner Armuth keine würdige Gabe für einen solchen Pathen hätte. Der Herzog aber antwortete: „Ich habe nicht darauf gesehen, sondern es war mir bloß an eurem andächtigen Gebete gelegen und um einen frommen christlichen Pathen für mein Kind zu thun." Mit diesen Worten machte er seinem Gevatter einen Becher voll Dukaten zum Gegengeschenke.

(Adalb. Müllers Ehrenhalle. S. 108.)

---

13. Der Czaar als Pathe.

Der Czaar Iwan, welcher gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Rußland regierte, pflegte oft verkleidet auszugehen, um die wahre Meinung des Volkes über seine Regierung und die allenfalsigen Beschwerden zu erfahren. Eines Tages kam er auf einem einsamen Spatziergange bei Moskau in ein Dörflein. Um nun den Wohlthätigkeitssinn

und die Menschenfreundlichkeit dieser Dorfbewohner zu prüfen, begab er sich von Haus zu Haus und bat um gastfreundliche Aufnahme. Allein man wies ihn kalt und herzlos zurück. Entrüstet über eine so lieblose Härte — wollte er eben das Dorf verlassen, als er eben an eine dürftige Hütte kam. Er machte den letzten Versuch, klopfte an, und bat um Aufnahme und Obdach. Mit freudiger Miene öffnet ihm ein Bäuerlein die Thüre, und heißt ihn willkommen. Er bewirthet ihn so gut er kann. Inzwischen führt der gutherzige Landmann dem lieben Gaste die Glieder seiner Familie vor, bringt dann ein neugebornes Knäblein, das Tags zuvor erst das Licht der Welt erblickt hatte, auf den Armen und klagt ihm seine Noth, daß er unter den lieblosen Einwohnern seines Dorfes auch nicht Einen Mann finden könne, der das christliche Werk der Nächstenliebe auf sich nehme und sein Kind aus der heiligen Taufe hebe. — Dieß war unserm Czaar herzlich willkommen; denn es bot sich ihm eine schöne Gelegenheit dar, den gutmüthigen und gastfreundlichen Sinn seines Gastwirthes zu lohnen und zugleich die Hartherzigkeit der übrigen Dorfbewohner zu strafen. — Lasset es gut sein, guter Hauswirth! sprach der edle Fürst im Tone freundlicher Theilnahme, lasset es gut sein! Ich kenne einen vornehmen Herrn in der Stadt, der ein christliches Herz besitzt und gewiß gerne euer Gevatter wird. Ich will ihm von der Lieblosigkeit eurer Nachbarn erzählen, und gewiß! er wird sie tief beschämen. Versprechet mir nur, daß ihr bis zum morgigen Tage wartet! Gegen Mittag wird der Taufpathe erscheinen. — Tröstlich wirkte diese Sprache des unbekannten Gastes auf das Herz des braven Landmannes; mit Sehnsucht sah er am folgenden Tage der Ankunft des vornehmen Herrn entgegen. Schon war die Mittagsstunde verflossen — man wartete immer länger und länger; allein Niemand erschien. Der Bauer war schon im Begriffe, im Gefolge seiner Familie das Kind zur Kirche zu tragen, als er auf einmal beim Heraustreten aus seiner Hütte das Stampfen von Pferden und das Rasseln vieler Kutschen hörte. Er sah hinaus und wurde eine Menge Pferde und prächtige Kutschen gewahr. Er erkannte die kaiserliche Wache und rief seine Familie herbei, den Kaiser vorbei fahren zu sehen; eiligst liefen sie heraus und standen Alle vor der Thüre. Auf einmal schlossen die Reiter und Kutscher einen Kreis, und

endlich hielt die Staatskutsche des Kaisers gerade an der Thüre des guten Bauers still. Der Kutschenschlag öffnete sich, der Czaar trat heraus, ging seinem Wirthe entgegen und sagte: „Ich versprach dir einen Gevatter; nun komme ich selbst, mein Versprechen zu erfüllen. Gib mir dein Kind, und folge mir zur Kirche!" — Wie eine Statue stand der arme Bauer da. Ganz geblendet von der kaiserlichen Pracht, irre gemacht durch den Antrag des Kaisers, wußte er sich gar nicht zu fassen.

Vergebens suchte er unter den Anwesenden den armen Wanderer, den er kurz zuvor gastfreundlich aufgenommen hatte. Der Kaiser riß ihn endlich mit den Worten aus der Verwirrung: „Gestern, guter Mann! übtest du die Pflichten der Menschenliebe an mir aus. Heute komme ich, die süßeste Pflicht eines Monarchen an dir zu erfüllen, indem ich deine Tugend belohne. Herausnehmen will ich dich nicht aus deinem Stande, dem du so viel Ehre machest, und dessen Unschuld und Ruhe ich beneide; aber versehen will ich dich mit solchen Dingen, die dir nützlich sein werden. Du sollst zahlreiche Heerden, fette Weiden und ein Haus haben, worin du die Pflichten der Gastfreundschaft mit Vergnügen ausüben kannst! Und weil im ganzen Dorfe kein Mann war, der so viel christliches Gefühl und Nächstenliebe besaß, dein Kind aus der Taufe zu heben, so will ich dieses heilige Werk auf mich nehmen — dein neugebornes Kind soll mein Mündel sein." — Der gute Bauer konnte vor Freude nicht reden; aber mit Thränen des Dankes legte er sein theures Kind in die Arme des Kaisers, der es so fort in die Kirche zur heiligen Taufe trug. Nach der Taufe gab er dem Bauer das Kind nebst einem reichen Geschenke mit dem Auftrage zurück, ja recht für dessen Gesundheit zu sorgen, und es ihm nach einem Jahre in den kaiserlichen Palast zur Erziehung zu bringen. Das geschah auch; und der Kaiser hörte nie auf, den gastfreien Bauer und seine Familie mit Wohlthaten zu überhäufen.

(Jugendbiliothek I. Band.)

Von der heil. Firmung.

1. Werth der Firmung, oder: Der trauernde Bischof.

Zum heil. Mauritius, Bischof von Gent, kam einst eine tiefbetrübte Frau mit der inständigen Bitte, er möchte zu ihrem todtkranken Kinde kommen, und es firmen; denn es werde bald sterben. Der Bischof sagte zwar zu, aber wegen eines dringenden Geschäftes zögerte er etwas mit dem Hinkommen, und während diesem starb das Kind. Als der heil. Mann davon Nachricht erhielt, so ergriff ihn eine unsägliche Betrübniß, und er beweinte seine Nachlässigkeit, wie er seine Zögerung nannte, mit den bittersten Thränen viele Jahre lang. Ja diese Traurigkeit steigerte sich so, daß er endlich sogar glaubte, er sei nicht mehr würdig, Bischof zu sein, und in Folge dessen heimlich nach England entfloh. Dort nahm er bei einem Fürsten als Gärtner Dienste. Nach langer Zeit gelang es endlich seinen trauernden Freunden, ihn daselbst wieder aufzufinden und zur Rückkehr zu bewegen. — Welch eine erhabene Ansicht mußte dieser Bischof von der heil. Firmung haben, daß er dafür, daß ein Kind aus seiner Schuld, wie er meinte, ohne dieses Sakrament dahingestorben, so lange und schwere Buße that!

(Ibidem.)

---

2. Die Gnade der Firmung, oder: Die zwei jungen Glaubenshelden.

Als im Jahre 1706 oder 1707 alle Missionäre aus Japan vertrieben worden waren, so übernahmen es zwei vornehme Familienväter, die Christen im Glauben zu stärken, und in der Frömmigkeit zu erhalten. Allein bald wurden sie verrathen, eingezogen und, nachdem sie vier Jahre lang im Kerker geschmachtet, endlich mit einem Strick um den Hals vor die Stadt zur Hinrichtung geschleppt. Jeder hatte einen Sohn; der eine, mit Namen Thomas, war ungefähr zwölf, der andere aber, Peter genannt, war erst sechs Jahre alt. Auch diese sollten mit ihren Vätern sterben. Man schickte Soldaten nach ihnen aus, um sie herbeizuholen. Beide Knaben hatten aber von Kindheit an den besten Unterricht im Christenthum empfangen, und wirkten mit den in der

heil. Taufe und Firmung empfangenen Gnaden eifrigst mit; auch hatten sie so viel Schönes und Liebes von dem Glücke, als Martyrer sterben zu dürfen, gehört, daß sie sehnlichst nach diesem Glücke verlangten. Sobald nun Thomas hörte, daß er zum Tode abgeholt werde, ließ er sich eiligst sein schönes Kleid anziehen, folgte frohlockend den Häschern, und umfing seinen Vater vor dem Stadtthore mit der lieblichsten Entzückung. Da die Soldaten, die nach dem andern Knaben abgeschickt worden, zu lange ausblieben, so wurde Thomas mit seinem Vater und dem andern Manne enthauptet. — Der kleine, sechsjährige Peter befand sich bei seinem Großvater, und war eben eingeschlafen, als die Soldaten ihn aufgefunden. Er wurde geweckt und ihm gesagt, daß er mit seinem Vater sterben müßte. „O was für Freude bringt ihr mir!" rief der Kleine den überraschten Männern zu. Mit Ungeduld konnte er nur so lange warten, bis man ihm sein bestes Kleid anzog, und nun faßte er einen der Soldaten zutraulich bei der Hand, und ging begierig dem Platze zu, wo er sollte geschlachtet werden. Das Volk lief ihm haufenweise nach, und der größte Theil konnte die Thränen beim Anblicke des zarten Opfers nicht zurückhalten. Als der junge Held auf dem Hinrichtungsplatze ankam, war das erste, was er erblickte, der Leichnam seines lieben Vaters, der bereits in seinem Blute neben den zwei andern Leichen lag. Ohne sich über diesen Anblick zu entsetzen, trat Peter hinzu, kniete neben der Leiche seines Vaters nieder, entblößte selbst seinen Hals, und erwartete, seine unschuldigen Händchen andächtig faltend, ruhig den Todesstreich. Bei diesem herzdurchschneidenden Anblicke erhob sich unter der Menge der Zuschauer ein dumpfes Gemische von Seufzen und Wehklagen. Ja, selbst der tief ergriffene Scharfrichter warf sein Schwert bei Seite und entfernte sich mit weinenden Augen. Zwei seiner Gehilfen traten einer nach dem andern hinzu, um das blutige Werk zu vollenden; allein auch sie vermochten es nicht über sich, das liebliche Opfer zu schlachten. Zuletzt mußte man einen Sclaven herbeiholen, der mit zitternder und ungeübter Hand auf den Kopf und die Schultern des still duldenden Kleinen, ohne daß dieser auch nur einen Schmerzenslaut hören ließ, eine Menge Hiebe that, so daß er ihn, statt zu enthaupten, vielmehr in Stücke zerhackte.

Von dem h. h. Sakramente des Altars.

1. Die Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente, oder: Rudolph von Habsburg und die Prophezeiung.

Als dem Grafen Rudolph von Habsburg auf seiner Reise zu einer, im Rufe der Heiligkeit stehenden Ordensperson in der Schweiz, ein bejahrter Priester begegnete, der das hochwürdigste Gut zu einem Kranken trug, so stieg Rudolph von seinem Pferde, und nöthigte den müden Priester, sich auf dasselbe zu setzen. Der fromme Graf führte aber das Pferd am Zügel bis zum Hause des Kranken. Als der Priester diesem die heil. Wegzehrung gereicht hatte, und sich für den Dienst des hohen Herrn bedankte, schenkte Rudolph ihm das Pferd, indem er sagte, er sei nicht mehr würdig, es ferner zu besteigen, da Jesus Christus, sein Herr, darauf geruht habe. — Der Graf mußte nun zu Fuß seine Reise weiter setzen, und als er am Ziele seines Weges anlangte, so soll ihm die fromme Ordensfrau — im prophetischen Geiste entgegengerufen haben: „Den Dienst, den du deinem Heilande und seinem Priester kürzlich erwiesen hast, wird Gott dir und deinen Nachkommen reichlich belohnen. Um dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, so achte auf die neunte Zahl der Zeit.“ — Nicht ohne verzeihliche Neugierde erwartete der edle Graf den neunten Tag, die neunte Woche, den neunten Monat; allein es trug sich nichts Erhebliches zu, und Rudolph hatte bereits schon auf die Vorhersagung vergessen, als er im neunten Jahre (nämlich den 30. September 1273) von den in Frankfurt versammelten Churfürsten zum römischen Kaiser erwählt wurde. Von ihm stammen alle Kaiser des österreichischen Hauses ab, und die Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament ist in diesem erhabenen Hause eine besondere Familientugend.

(Faber Matth. in festo s. Trinit.)

---

2. Die Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament, oder: Die zwei Könige am Krankenbette.

Als Ferdinand II. einst auf der Jagd sich befand, so hörte er von der Ferne den Ton einer kleinen Glocke. Er

befragte die Jäger, was dieser Ton zu bedeuten hätte, und erhielt zum Bescheid, daß eben ein Priester die heil. Wegzehrung zu einem Kranken trage. In größter Eile sprengte nun Ferdinand davon, und nachdem er den Priester eingeholt, stieg er vom Pferde, und begleitete — andächtig betend — zu Fuß denselben bis zum Kranken. Nachdem dieser versehen war, sprach der Priester, der den edlen Begleiter sogleich erkannt hatte, zu dem Kranken: „Freue dich, mein Freund! heute sind zwei Könige bei dir eingekehrt, nämlich der König aller Könige, und sein würdigster Stellvertreter auf Erden — König Ferdinand von Böhmen!" — Der fromme Ferdinand beschenkte noch die Familie des armen Kranken mit Gold, und kehrte dann heiter wieder zur Jagd zurück. — Derselbe große Ferdinand verließ jedesmal, wenn er auf der Straße dem heil. Altarssakramente begegnete, eiligst seinen Wagen oder sein Pferd, und kniete sich auf den Boden, mochte dieser auch noch so schmutzig sein, nieder, um seinen Herrn anzubeten und seinen Segen zu empfangen.

(Lohn. Biblioth. I. 747 et 750.)

---

3. Die Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament, oder: Der General als Ministrant.

Einige Monate, bevor der berühmte österreichische General Baron Geramb sich in das strenge Kloster zu La Trappe begab, befand er sich in Lyon. Da begegnete er eines Tages in seiner Generalsuniform einem Versehgange in einer der belebtesten Gassen der Stadt, und kaum hatte er das Hochwürdigste erblickt, so warf er sich voll der Andacht auf seine Kniee nieder und betete es an. Aber, als der Priester näher kam, bemerkte er zu seinem großen Verdruße, wie zwei von den Ministranten oder Chorknaben, die den Traghimmel hielten, mit einander zankten, einander drohten und stießen. Bei diesem empörenden Anblicke stand der fromme General behende auf, ging auf jenen los, der ihm der halsstarrigste schien, riß dem frechen Buben die Stange des Traghimmels aus der Hand und jagte ihn fort. Der ehrwürdige Pfarrer schaute um, und sah zu seiner nicht geringen Verwunderung einen fremden General die Stelle des Ministranten versehen. Nicht weniger erstaunt und mitunter auch gerührt, war die

vorübergehende Volksmenge. Der für die Ehre des heil. Altarssakraments eifernde General, machte nun so zwei lange Gänge, da der Pfarrer zwei Kranke, die ziemlich weit auseinander wohnten, zu versehen hatte. Er begleitete auch das Hochwürdigste in die Pfarrkirche zurück, wo ihm der Pfarrer innigst gerührt dankte. (Ebend. S. 413.)

---

4. Die Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament, oder: Die Pracht der Versehgänge.

In den Missionsnachrichten vom Jahre 1589 wird erzählt, daß die Salsetaner, Bewohner einer kleinen Insel in Ostindien, nicht weit von Goa, eine äußerst rührende Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente an den Tag legten. Wenn das Zeichen zu einem Versehgange gegeben wird, so eilen alle, die nur immer von ihren Geschäften abkommen können, herbei, reinigen und säubern den Weg und schmücken das Haus des Kranken von außen und innen mit Blumen, grünen Zweigen und wohlriechenden Kräutern. Dann nehmen sie brennende Kerzen in die Hand, geben dem Priester in Procession das Geleite, und erbauen so einander in dieser schönsten aller Andachten. (Ibid. p. 750.)

---

5. Die kleine Vertheidigerin des allerheiligsten Altarssakraments.

Als die heil. Johanna Franziska von Chantal (geboren im Jahre 1572 zu Dyon in Burgund) erst ein Mädchen von fünf Jahren war, hatte sie schon in der Kenntniß unserer heil. Religion staunenswerthe Fortschritte gemacht. Als eines Tages ein vornehmer Kalvinist in ihrer Anwesenheit die Lehre der Gegenwart Christi im heil. Altarssakramente angriff, und den Glauben der Katholiken bespöttelte, so trat die kleine Johanna kühn vor diesen Mann hin, und sprach mit lieblichem Ernste: „Sie glauben nicht, daß unser Jesus im heil. Altarssakramente gegenwärtig ist?! Und dennoch hat er es selbst gesagt, daß er darinnen zugegen ist. Sie glauben also, daß er ein Lügner ist? — Wahrlich — wenn sie unsern König einer Lüge beschuldigt hätten, so würde

mein Vater als Richter, Sie als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt haben. Was haben Sie also von dem höchsten Richter zu erwarten, wenn Sie seinen innigstgeliebten Sohn, der da sitzt zur rechten Hand Gottes, einer Lüge bezüchtigen?!" Der vornehme Herr ward durch diese treffende Rede der Kleinen außer Fassung gebracht, und wollte sie durch kleine Geschenke, die er ihr anbot, beschwichtigen. Allein vom Eifer beseelt, wirft das Kind die Geschenke in's Kaminfeuer und spricht: „Sehen Sie, so werden alle Ketzer in der Hölle brennen, weil sie nicht glauben, was der gute Jesus gesagt hat." (Aus dem Leben der heil. Chantal.)

---

6. Die wunderbare Hostie.

Um unsern Glauben an die Gegenwart Jesu im heiligsten Altarssakramente zu bestärken und aufzufrischen, hat Gott schon augenscheinliche Wunder gewirkt, wovon ich jedoch nur zwei erzählen will, für welche wir Zeugen haben, die über allen Zweifel erhaben sind. Das erste Wunder berichtet uns der heil. Franz von Sales von der sogenannten wunderbaren Hostie. — In einer Stadt Frankreichs war es Brauch, an einem gewissen Tage des Jahres in der Kirche auf einem hölzernen, mit Tapeten und Lichtern geschmackvoll gezierten Gerüste, das heiligste Sakrament in der Monstranz auszusetzen und auch die ganze Nacht hindurch so stehen zu lassen. Als sich die Menschen entfernt hatten und auch der Sakristan ein wenig eingeschlummert war, sieh! da fängt eine Tapete Feuer; der feine Stoff rauscht in hohe Flammen auf; das ganze leichte Gerüste ist verbrannt. Was geschah mit dem heiligsten Sakramente? Ist es verbrannt? Nein! es war unversehrt, stand in freier Luft von Mitternacht bis zum Morgen. Die ganze Stadt lief herbei; der Priester wollte es ehrerbietig zurücktragen, war es aber nicht im Stande. Er begann das Hochamt, und als das Sanktus vorüber war, sieh! da erhob sich die Monstranz, schwebte langsam auf den Hochaltar hin und stellte sich auf ihren gewöhnlichen Platz; zugleich hörte man in den hohen Lüften den süßen Klang eines Silberglöckleins. Das Volk sah, hörte, fiel auf die Knie, rufend: „Hochgelobt sei Jesus im heiligsten Sakramente!" — Jährlich wurde an diesem Tage

zur dankbaren Erinnerung an dieses Wunder in derselben Kirche ein Hochamt abgehalten, und dabei das heiligste Sakrament in der Monstranz ausgesetzt. Sobald das Sanktus vorüber war, ertönte das Silberglöcklein in der Luft, das Sakrament erhob sich, schwebte hin auf die Stelle, an der es an jenem Tage gestanden war, und blieb stehen in freier Luft; nach der Communion aber schwebte es wieder auf den Altar zurück. Dieses geschah viele Jahre und wurde von Tausenden gesehen; der heil. Franz von Sales selbst wallfahrtete zu dieser wunderbaren Hostie. Was beweiset dieses? Es beweiset, daß der katholische Glaube vom heiligsten Sakrament wahr, daß Jesus darin wirklich und wesentlich, wie er im Himmel thront, zugegen ist. Wir wollen also mit jenem Volke oft sprechen und denken: „Hochgelobt und gebenedeit sei Jesus im heiligsten Sakramente!“ Wir wollen unsern Glauben an dieses heiligste Geheimniß durch nichts erschüttern lassen; wir wollen für diese Gnade der Gnaden unsern Dank möglichst bezeigen!

(Adalb. Schmid's, die sieben Sakramente. S. 122.)

7. Die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarssakramente, oder: Der besiegte Albigenser.

Der heil. Anton von Padua, dieser große Wunderthäter, der in seiner Heiligkeit und Lehre gleich wunderbar war, predigte zu Toulouse in Frankreich mit großem Eifer und erklärte mit unumstößlichen Beweisgründen die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sakramente des Altars den Albigensern, Irrlehrern, welche dieselbe läugneten, und deren Anhang in jener Stadt sehr groß und mächtig war. Besiegt von der göttlichen Beredsamkeit und den Beweisgründen des Heiligen, wußten sie in der größten Bestürzung und Betroffenheit nicht zu antworten; dennoch wollten sie sich aber auch noch nicht unterwerfen. Endlich hatte aber Einer jener Irrgläubigen, der mehr als die Uebrigen verstockt war, die Vermessenheit, dem Heiligen zu sagen: Ich bekenne, daß ich auf deine Gründe nicht zu antworten weiß; ich glaube aber, daß es vielmehr daher kommt, weil du im Disputiren gewandter und unterrichteter bist, als daß dasjenige wahr ist, was du predigest. Dann will ich mich dazu verstehen, mich zu unter-

werfen und zu glauben, wenn du durch ein öffentliches und deutliches Wunderwerk deine Lehre beweisen kannst. Und das Wunder soll darin bestehen, daß mein Maulthier, wenn ich es drei Tage fasten lasse, dann das Getreid nicht fresse, das ich ihm darreichen werde, sondern daß es sich bereit halte, die von dir consecrirte Hostie anzubeten. Der heil. Antonius nahm voll des Glaubens das Anerbieten an, ließ es in der Stadt und den umliegenden Orten verkünden, und es kam eine unermeßliche Menge Volkes zusammen, um Zeuge des Ereignisses zu werden. Als der dritte Tag gekommen war, und der Heilige die Messe gelesen hatte, nahm er mit großer Ehrerbietung das heil. Sakrament in die Hand, und während von der andern Seite der Irrgläubige sein Maulthier brachte, und ihm das Getreid darbot, wandte sich der Heilige zu dem stummen Thiere und sprach zu ihm: „Im Namen des Herrn, welcher in dieser heil. Hostie gegenwärtig ist, gebiete ich dir, daß du Ihn plötzlich anbetest und als deinen Schöpfer erkennest!" — O Wunder der göttlichen Allmacht! Das Maulthier gehorchte pünktlich; es ließ das Getreide liegen, beugte seinen Kopf tief, näherte sich, ließ sich auf die Knie nieder und betete seinen Herrn an. Ihr könnt euch denken, wie die Katholiken im Jubel Stimmen des Lobes und Preises für den Herrn zum Himmel sandten, der sich gewürdiget hatte, die Wahrheit dieses Sakramentes durch ein so seltenes Wunder zu offenbaren, und wie groß die Bestürzung der Irrgläubigen gewesen sein wird, von denen Viele mit Demjenigen, welcher der Verstockteste gewesen war, in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten. O königlicher Prophet! sage nicht mehr zu den Gottlosen und Ungläubigen, sie sollen nicht wie die Pferde und Maulthiere werden, die keine Vernunft und Einsicht haben! „Nolite fieri sicut equus et omulus, quibus non est intellectus!" (Ps. 31.) Wünsche vielmehr, daß wir diesem stummen Thiere ähnlich werden, daß wir gleich ihm durch dieses große Wunder, die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakramente des Altars erkennen!

(Bressanvido, 11. Bd. S. 38—39. III. Aufl.)

8. Die erste heil. Communion, oder: Der schöne Ehrentag.

In den Missionsannalen vom Jahre 1586 wird berichtet, daß den Neubekehrten in Indien der Communiontag immer als ein besonderer Freudentag gilt. Vorzüglich der Tag der ersten Communion ist bei ihnen ein festlicher Ehrentag. — Als eine fromme Mutter endlich den Tag der ersten Communion für ihre geliebte Tochter herangekommen sah, so schmückte sie dieselbe mit süßer Sorgfalt. Während diese in der Kirche war, um das heil. Abendmahl zu empfangen, beeilte sich die Mutter, das Haus zu reinigen, den Boden mit frischen Binsen zu belegen, das Schlafkämmerlein ihres Mädchens mit Blumen zu zieren und mit wohlduftendem Räucherwerke anzufüllen. Als die Communicantin nach vollbrachter Andacht zurückkehrte, wurde sie von der Mutter freundlichst begrüßt und beglückwünscht, daß sie heute als Braut Jesu das Haus betrete. Sie führte sie dann in das niedlich gezierte Kämmerlein vor den mit brennenden Kerzen und Blumen prangenden Hausaltar, und ermahnte sie feierlich, hier in heiliger Stille noch besonders ihrem himmlischen Vater den wärmsten Dank abzustatten und ihm alle ihre Anliegen im liebevollen Vertrauen vorzutragen. — Das gute Mädchen folgte der Weisung der frommen Mutter, und lange noch wirkte die Erinnerung an den schönen Ehrentag noch wohlthätig nach. (Lohr. Bibl. I. 340.)

---

9. Wie der heil. Aloisius die heil. Communion empfing.

Dieser Engel in Menschengestalt empfing das heil. Altarssakrament das erste Mal zu Castiglione aus den Händen des heil. Borromäus, als er zwölf Jahre alt war. Sein Antlitz glänzte vor Freude, als er den ersten Schritt zum Tische des Herrn machen durfte. Von da an ging er gewöhnlich alle acht Tage zur heil. Communion. Die drei ersten Tage der Woche verwendete er zur Danksagung für die Gnade des hochheiligen Genusses, und die drei andern zur Vorbereitung für die nächste Communion. Bei dem Genusse des Himmelsbrodes zerfloß er meistens in Liebesthränen,

und wurde stets unzertrennlicher mit seinem Heilande vereiniget. Daher sagte er einmal: „Wer anfängt zu verkosten, wie angenehm und süß die Gemeinschaft und Liebe Jesu ist, der kann sich von einer so theuren Beschäftigung (nämlich der heil. Abendmahlsfeier) nicht ohne schmerzliche Gewaltthätigkeit losmachen.“ — Sein sehnlichster Wunsch war, in der Frohnleichnamsoctav zu sterben, und dieser Wunsch ging ihm auch in Erfüllung; denn er starb den 20. Juni 1591, erst 23 Jahre alt. (Vita. I. 2. c. 2.)

10. Die feurige Danksagung nach der heiligen Communion.

Wenn der heil. Alphons Rodriguez die heil. Communion empfangen hatte, überließ er sich ganz dem Ergusse seiner Liebe und den feurigsten Empfindungen freudiger Dankbarkeit. Gewöhnlich stellte sich dann Alphons sein Herz als einen großen Saal vor, worin zwei Throne errichtet waren; auf dem einen saß Jesus, und auf dem andern seine holdselige Mutter Maria.

Im Geiste zu deren Füßen hingeworfen, sagte er dreimal das: „Ehre sei Gott dem Vater“ ꝛc., und den Lobgesang: „Herr Gott dich loben wir“ ꝛc., und wenn er zu den Worten kam: „Himmel und Erde sind deiner Herrlichkeit voll“ — lud er alle Geschöpfe ein, sich mit ihm zu vereinigen, um seinen und ihren Herrn Loblieder zu singen und ihm tausendmal zu danken.

(Randot's Leben des heil. Alphons.)

11. Die letzte Communion der heil. Theresia.

Als die heil. Theresia auf dem Sterbebette lag, und man ihr zum letzten Male das heil. Abendmahl brachte, so ward sie bei dem Anblicke ihres, unter dem Schleier der heiligen Gestalten verhüllten göttlichen Bräutigams von so gewaltiger Liebe hingerissen, daß sie, ob sie auch sonst noch so schwach und kraftlos war, daß sie sich völlig nicht rühren konnte, dessenungeachtet ohne die Beihülfe irgend eines Menschen sich aufrichtete, und zwar mit so heftigem Eifer, daß es schien,

als wollte sie sich auf den Boden niederwerfen, und man sie mit Gewalt zurückhalten mußte. Ihr Antlitz verwandelte sich; sie ward schön, glänzend, leuchtend und schien ganz verjüngt. Hierauf faltete sie die Hände in höchster Andacht, und gleich einem weißen Schwane begann sie nun mit wunderlieblicher Stimme ihren letzten Gesang, und sprach so süße und herzdurchdringende Worte zu ihrem Bräutigam, daß alle Schwestern, die zugegen waren, auf's innigste davon ergriffen wurden. „Mein Herr und Bräutigam, sprach sie unter Anderm, so ist denn endlich die Stunde gekommen, nach welcher mein Herz so sehnlich verlangte! Zeit ist es nun, daß wir einander von Angesicht zu Angesicht schauen! Gesegnet sei diese Stunde! Es geschehe dein Wille! O glückselige Stunde, wo meine Verbannung ein Ende nimmt, und meine Seele auffliegt, deiner zu genießen, nach dem sie so sehr verlangte!" Also verschied diese Heilige in dem beseligenden Gefühle der innigsten Vereinigung mit ihrem Heilande, um nie mehr von ihm getrennt zu werden.

(Ebend. S. 49.)

12. Die süße Erinnerung an die erste heil. Communion, oder: Kaiser Napoleon.

Selbst der große Kaiser und Feldherr Napoleon konnte die unaussprechliche Wonne und Seligkeit, die er beim Empfange seiner ersten heil. Communion empfand, auch in den Tagen seiner höchsten Höhe nicht vergessen. — Eines Tages fragten die Generäle ihren Kaiser Napoleon, als dieser eben auf der höchsten Stufe seines Glückes stand und ungewöhnlich heiter war, welches denn der schönste Tag in seinem Leben sei. Der Kaiser wurde nachdenkend, ging auf und ab und schwieg; und als die Generäle abermals den Muth sich nahmen, ihn zu fragen, sagte er: „Der Tag meiner ersten Communion." Ein etwas höhnisches Lächeln zeigte sich auf den Lippen der Generäle; nur einer weinte im Stillen. Der Kaiser bemerkte ihn, ging hin zu ihm, schlug mit seiner Hand ihm auf die Schulter und sprach: „Braver Drouol! ich kann dir nicht sagen, wie sehr es mich in meinem Herzen freut, daß du mich allein verstanden hast.

(L' Univers, 29. April 1840.)

13. Wunderbare Wirkung der hl. Communion, oder: Rosa von Lima.

Wenn Rosa von Lima nach der ernstlichen Vorbereitung zum Tische des Herrn ging, nahm sie eines Engels Gestalt an, so daß sie den Priester einen Grauen erregte. Fragten diese sie, welche Wirkung das Sakrament in ihr hervorbringe, so stockte sie bei jedem Worte und klagte über die Unzulänglichkeit der Sprache; ihrer Rede kurzer Inhalt war jedoch, sie sei in ihren Gott gewandert, und durch einen solchen Freudenjubel ergötzt worden, daß nichts im sterblichen Leben sich ihm vergleichen lasse. Dazu kam dann eine solche Kraft und wunderbare Sättigung, daß sie, wenn ihr oft beim Betreten der Kirche in der Nachwirkung der Fasten, Nachtwachen und Bußübungen der Athem ausgehen wollte, und sie zu wiederholtenmalen in den Vorplätzen anzuhalten und Kräfte zu sammeln sich genöthiget fand, festen Schrittes und der Mutter voraneilend wieder heimkehrte, sobald sie durch jene Speise erfrischt war. Die Ihrigen erkannten dann leicht, wie vollkommen sie sich gesättiget habe; denn sie eilte sogleich in ihr stilles Kämmerlein und verharrte dort bis zur späten Nacht; und forderte man sie auf, nach der langen Nüchternheit jetzt einmal Speise zu sich nehmen, so erwiederte: vor Ueberſättigung sei es ihr unmöglich, irgend eine andere Speise zu sich zu nehmen. So hielt sie es einmal acht Tage nach einander aus; und deßgleichen wich sie auch bei der Ausstellung des Sakramentes im vierzigstündigen Gebet die ganze Zeit nicht von der Stelle, wo sie niedergekniet war.

(Dr. Herbst's Exempelbuch.)

---

14. Strafe der unwürdigen Communion, oder: König Lothar.

Lothar, König von Lothringen, wurde seine Gemahlin Thietburga überdrüssig, weil eine junge Person, Namens Waldrada, in dem Herzen des unglücklichen Fürsten die Stelle der Königin eingenommen hatte. Die Sache ward an den Papst Nikolaus gebracht, Lothar excommunicirt, und verurtheilt, Waldrada zu entlassen. Mittlerweile starb der Papst und hatte Hadrian zum Nachfolger. Der König, in der

Hoffnung, der neue Papst werde gefälliger sein, als sein Vorgänger, machte ihm tausend betrügerische Verheißungen und bat um die Erlaubniß, nach Rom kommen zu dürfen, um die Lossprechung von der über ihn verhängten Kirchenstrafe zu erhalten; nebstdem wünschte er, der Papst möchte ihn feierlich dadurch wieder mit der Kirche aussöhnen, daß er in seiner Gegenwart die heiligen Geheimnisse feiern und ihm mit eigener Hand die heil. Communion reiche. Hadrian gab, nachdem er die erforderlichen Klugheitsmaßregeln ergriffen hatte, diesem Verlangen nach; aber im Augenblicke der Communion sprach er zum Könige mit lauter und deutlicher Stimme, indem er die hl. Hostie in die Hand nahm und sich zu ihm wandte: „Fürst! wenn du dich fest entschlossen hast, keinen Umgang mehr mit Waldrada zu pflegen, so nähere dich mit Zuversicht und empfange das Sakrament des ewigen Lebens! Wenn aber deine Buße nicht aufrichtig ist, so habe nicht die Vermessenheit, den Leib und das Blut Jesu Christi, deines Herrn zu empfangen, und dadurch, daß du dieses heil. Sakrament entheiligest, deine eigene Verdammniß hinein zu essen!" Lothar bebte ohne Zweifel bei diesen Worten; aber er hatte sich entschlossen, sein Verbrechen auf's Aeußerste zu treiben, und er that es auch. Er begieng den schrecklichsten Gottesraub, und anstatt zurückzutreten, stürzte er sich vielmehr in den Abgrund, den man ihm vor seinen Füßen offen zeigte.

Darauf wandte sich der Papst zu den Großen, die mit dem Könige communiciren wollten, und sprach zu Jedem von ihnen: „Wenn du zu dem Verbrechen deines Herrn nicht mitgeholfen und in dasselbe nicht eingewilliget hast, so sei dir der Leib des Herrn ein Unterpfand des ewigen Heiles!" Der Abscheu vor einer unwürdigen Communion machte, daß Einige davon gingen; die Meisten aber communicirten nach dem Beispiele des Königs. Bald folgte dem Verbrechen die Strafe; denn kaum war Lothar zu Lucca angelangt, so wurde er und die Herren, die ihn begleiteten, von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches die sonderbarsten und schrecklichsten Wirkungen hervorbrachte. Die Haare, die Nägel, sogar die Haut fielen ihnen ab, während ein inneres Feuer sie verzehrte. Die Meisten starben unter den Augen des Königs. Nichts desto weniger setzte er seine Reise fort. Nachdem er aber zu Placcenza angekommen war, verlor er das Bewußt-

sein und die Sprache und starb, ohne das geringste Zeichen von Reue gegeben zu haben. Auch bemerkte man, daß Jene von seinem Gefolge, die mit ihm den Leib des Herrn unwürdig empfangen hatten, auf die nämliche Weise umkamen; bloß Jene verschonte der Tod, die sich vom Tische des Herrn zurückgezogen hatten, so daß man das gerechte Strafgericht des Himmels nicht verkennen konnte. (Debussi.)

---

15. Strafe der unwürdigen Communion, oder: Die schnell erfolgte Züchtigung.

Auch der heil. Cyprian, Erzbischof von Carthago, hat uns in seinem Buche von den Gefallenen (de lapsis) einige schreckliche Beispiele aufgezeichnet, um uns in denselben die Rache Gottes vorzustellen, von welcher die unwürdig Communicirenden gar oft schnell ereilt werden. So erzählt dieser heil. Vater, daß eine Frau, nachdem sie vorher von den Speisen, welche den Götzen geopfert wurden, gegessen habe, zur Communion kam und das heil. Abendmahl empfing. Es war für sie keine Seelennahrung, sondern ein Gift, sagte der Heilige; denn das Blut Jesu Christi blieb zwischen ihrem Schlunde und ihrem Magen, so daß sie daran erstickte. Von ihrem Verbrechen gedrückt — fiel sie nach heftigem Zittern und verschiedenen schrecklichen Zuckungen todt zur Erde, in Gegenwart aller Umstehenden, welchen dieses billiges Entsetzen verursachte. Das Verbrechen, welches sie verhehlte, blieb nicht lange verborgen und ungestraft; und obschon sie die Menschen betrogen hatte, so fühlte sie doch die schrecklichsten Wirkungen der Rache Gottes. — Als eine Andere, fährt dieser Kirchenlehrer zu erzählen fort, sich in einem gleichen Zustande in der Absicht, zu communiciren, dem Heiligthume näherte, brach eine Flamme hervor, welche sie davon entfernt hielt und an dem gottesschänderischen Mißbrauche des heil. Abendmahles hinderte. So, sagte der heil. Cyprian, pflegt Gott in dieser Welt Einige mit einer Art von Feierlichkeit zu strafen, um die Andern behutsam zu machen.

---

16. Die unwürdige Communion macht gottlos, oder: Der kühne Räuber.

Die unwürdige Communion macht gottlos und verstockt. — Das Haupt einer Diebesbande hatte einen jungen Menschen angeworben, der anfangs noch ungemein schüchtern war und in die ihm zugedachten Handstreiche nur mit größtem Widerstreben einwilligte. — „Du Feigling!“ rief ihm der Führer zu, „geh' zum Tische des Herrn so wie du bist; dann ist's aus mit dieser kindischen Furchtsamkeit!“ — Der Rath wurde befolgt und als trefflich befunden. Denn der junge Mensch zeigte sich hinfort als der kühnste und frechste von der Bande.

(I. c.)

Von dem heil. Sakrament der Buße.

1. Die große Wohlthat des heil. Bußsakramentes, oder: Der Zentnerstein vom Herzen.

Das heilige Sakrament der Buße gibt uns die verlorne Seelenruhe wieder. In Bayern lebte im vorigen Jahrhunderte ein seeleneifriger Priester, P. Hofreuter, dessen Liebe, dessen besondere Gabe, die Sünder zu rühren und zu bekehren, weit und breit bekannt und berühmt war.

Ein Wirth, der schon seit Jahren große Sündenschuld auf seinem Herzen trug, den aber endlich die Gnade doch bewegte, für das Heil seiner Seele zu sorgen, und sie nicht länger in so entsetzlicher Gefahr des ewigen Todes zu lassen, entschloß sich, zu diesem Pater seine Zuflucht zu nehmen. Er sattelte sein Pferd und ritt in die Stadt, wo derselbe wohnte. Vor der Thüre seiner Wohnung ward der arme Mann so sehr von Scham und von der Furcht ergriffen, seine Sünden zu bekennen, daß er nicht den Muth hatte, an der Thüre zu klopfen. Da kam der Pater heraus und sprach mit aller Liebe seines apostolischen Herzens: Freund! Sie wollen beichten, nicht wahr? Kommen Sie herein, ich höre Sie mit Freuden an. — Als der Wirth nach glücklich voll-

endetem Geschäfte sein Pferd bestieg, um nach Hause zurück zu kehren, sagte er mit freudigem Herzen: Nun, mein Gaul! trägst du um einen Zentner weniger nach Hause. — Von dieser Zeit an war dieser Mann vollkommen geändert. Nach sechs Jahren war seine Lebensfrist zu Ende. Und als er auf dem Sterbebette lag, und sein Pfarrer ihn durch den Empfang der heil. Sakramente zum Tode bereitet hatte, so sprach er zu ihm: Ich bitte Sie, sagen Sie nach meinem Hinscheiden dem P. Hofreuter zu seinem Troste und zum Preise der göttlichen Gnade, ich sei seit meiner Bekehrungsbeicht dem Versprechen ernstlicher Besserung und Buße so treu geblieben, daß ich im Laufe der letzten sechs Jahre nicht bloß keine Todsünde mehr, sondern nicht einmal eine freiwillige vorsätzliche, läßliche Sünde begangen habe! — Selig sind, die ein reines Herz haben, sie werden Gott anschauen.

(Himmelskrone.)

---

2. Die große Wohlthat des heil. Bußsakramentes, oder: Der glückliche Cavallerieoffizier.

Ein alter Cavallerieoffizier kam eines Tages durch einen Ort, wo der Pater Brydaine Mission hielt. Neugierig, einen Redner von so großem Rufe zu hören, ging er auch in die Kirche, wo dieser Missionär nach den Exercitien des Abends einen Vortrag über den Nutzen und die Art und Weise einer rechten allgemeinen Beicht hielt. Der Soldat gerührt, entschließt sich sogleich zu beichten, tritt vor die Kanzel hin, redet mit dem Pater Brydaine und beschließt bei der Mission zu bleiben. Seine Beicht legte er wahrhaft ab mit den Gefühlen eines Reuigen. „Es schien ihm," sagte er, „als nähme man über seinem Haupte eine unerträgliche Last weg." Am Tage, wo er das Glück hatte, die Absolution zu empfangen, ging er von dem Beichtstuhle, dem Zeugen seiner Gelübde, unter Thränen hinweg, die ihn Jedermann vergießen sah. Nichts, sagte er, war für ihn so wohlthuend, als diese Zähren, die ungezwungen aus Liebe und Dankbarkeit floßen. Er folgte dem heil. Manne, als dieser sich in die Sakristei begab, und hier drückte in Gegenwart mehrerer Missionäre der rechtschaffene und erbauende Militairsmann die Empfindungen, von denen er beseelt war,

also aus: „Meine Herren! Höret mich gnädig an, und besonders Sie, Pater Brydaine! Nie in meinem Leben habe ich so reine und süße Freuden genossen, wie die, welche ich genieße, seitdem ich mit meinem Gotte versöhnt bin. Ich glaube in Wahrheit, daß Ludwig XV., dem ich 36 Jahre lang gedient habe, nicht glücklicher sein kann, als ich. Nein! dieser Fürst ist bei allem Glanze, der seinen Thron umgiebt, im Schooße aller der Vergnügungen, worin er schwimmt, nicht so zufrieden, nicht so fröhlich, wie ich es bin, seitdem ich die furchtbare Last meiner Sünden von mir habe." Bei diesen Worten warf er sich Brydaine zu Füßen und sagte, indem er ihm die Hände drückte: „Wie kann ich meinem Gott Dank sagen! Er hat mich durch seine Hand in diese Gegend geführt. O mein Vater! Ich dachte an nichts weniger als an das, was Ihr mit mir vornahmet. Ich kann Euch nie vergessen. Ich beschwöre Euch, den Herrn zu bitten, daß er mir Zeit lasse, Buße zu thun; es kommt mir vor, als falle es mir nicht schwer, so ferne Gott mich unterstützt." — Das sind die Wunder der sakramentalischen Buße. (Gaume 4. Bd. S. 171.)

---

3. Der tiefe Reueschmerz.

Gottfried war ein braver Knabe; schon in seinem zartesten Alter ging er oft zum Empfange des heil. Bußsakramentes. Einmal fragte ihn sein Beichtvater, ob er denn innige Reue im Herzen empfinde, ob seiner Sünden, und was er denn da fühle. „Ach, einen tiefen Schmerz," antwortete der gute Knabe unter Thränen; „vor zwei Monaten habe ich meinen lieben Vater verloren, ich kann mich noch lebhaft erinnern, das war ein großer Schmerz für mich; aber daß ich meinen himmlischen Vater durch meine Bosheit und Sündhaftigkeit verloren habe, das verursacht mir einen weit größeren Schmerz als der Verlust meines leiblichen Vaters, der ja, wie ich hoffe, im Himmel selig ist." — Siehe! das heißt, die Reue ist über Alles, wenn man kein Geschöpf auf Erden, kein Gut dem Vater im Himmel vorzieht; wenn es uns schmerzlicher fällt, Gott beleidiget, als selbst auch den größten Verlust erlitten zu haben.

---

4. Die drei Kinder, und die drei Arten von Reue.

Ein Vater hatte drei Kinder, die er täglich auf eine Wiese schickte, um drei kleine Lämmer zu hüten, deren Aufsicht er ihnen anvertraut hatte. Eines Tages schliefen die Kinder ein, und während sie schliefen, kamen die Wölfe aus dem nahen Wald, stürzten sich auf die Lämmer und trugen sie davon. Durch das klagende Geblöcke ihrer Lämmer aus dem Schlummer geschreckt — sahen die Kinder in der Ferne die Wölfe, welche sie davon trugen. Alsbald begannen sie zu weinen und Alles ringsum mit Seufzern und Klagen zu erfüllen. Sie waren alle drei untröstlich. Doch höret die Gründe ihres Kummers! Der Aelteste sagte: „Ich weine, weil mich mein Vater schlagen und mir eine Strafe auferlegen wird, daß ich sein Lamm forttragen ließ; wäre dieß nicht, so würde ich nicht weinen.“ Der Zweite sprach: „Was mich betrifft, so weine ich wegen der Strafen, die man mir geben, aber auch wegen des Kummers, den mein Vater haben wird, sobald er erfährt, daß die Wölfe mein Lamm verschlungen haben.“ Der Jüngste, der unter den dreien am Bittersten weinte, sagte unter einem Thränenstrome: „Mein guter Vater wird ganz untröstlich sein; lieber wollte ich mein ganzes Leben hindurch büßen, als ihm einen solchen Kummer verursachen.“ — Das erste dieser Kinder ist der Christ, welcher nur sklavische Furcht hat; das zweite ein solcher, der die unvollkommene Zerknirschung hat; und das dritte entspricht dem, welcher die vollkommene Zerknirschung hat. (Gaume.)

---

5. Die Mittel, eine wahre Reue zu erhalten, oder: Das zur Reue gestimmte Herz.

Gaume führt in seiner katholischen Religionslehre ein schönes Beispiel an, nach dem wir uns richten müssen, wenn wir wahre Reue und Leid im Herzen erwecken wollen. — Ein heil. Bischof des letzten Jahrhunderts (so erzählt Gaume 4. Bd. S. 148 — 149) wußte auf folgende Weise sein Herz und Gemüth zur wahren Reue zu stimmen. Er begann damit, daß er an Gott herzliche Gebete richtete, ihm die Zerknirschung zu verleihen. Darin folgte er dem heiligen Karl,

Bischof von Mailand, welcher manchmal drei Stunden lang auf den Knieen lag, ehe er beichtete, um von Gott Reue für seine Beleidigungen zu erbitten.

Mit dem Gebete müssen auch wir anfangen. Die Zerknirschung ist eine Gnade Gottes; wollen wir sie erhalten, so müssen wir darum bitten. — Unser heil. Bischof machte, nachdem er gebetet hatte, drei Stationen: die erste in die Hölle, die zweite in den Himmel, die dritte auf den Kalvarienberg. Er trat in Gedanken zuerst an den Ort der Qualen und sah den Platz, den er verdient zu haben glaubte, mitten unter dem verzehrenden und ewigen Feuer, in der Gesellschaft der Teufel und der Verworfenen. Er dankte dem Herrn, daß er ihn nicht dahin gestürzt hatte; er betete, ihm Barmherzigkeit wiederfahren zu lassen, und bat ihn um die Gnade, die er nöthig hatte, um sich darin zu erhalten. Dann stieg er auf den Thron der Herrlichkeit und Seligkeit. Er seufzte darüber, daß er sich durch die Sünde den Zugang dahin verschlossen hatte; er flehte zum Herrn, ihm wieder aufzumachen und rief dabei die Heiligen an. Diese zwei ersten Stationen hatten für ihn den Zweck, eine lebendige Furcht vor Gott in seiner Seele zu erregen. Von der Furcht ging er zur Liebe über. Dazu machte er seine dritte Station auf den Kalvarienberg. Hier hing er aufmerksam und mit Liebe an dem Bilde seines gekreuzigten Erlösers; er sprach zu sich: Sieh da mein Werk! Ich bin die Ursache der Schmerzen, die Jesus Christus erlitten hat; ich habe mit den übrigen Sündern daran gearbeitet, den Leib des Gottmenschen mit Wunden zu bedecken, ihn an's Kreuz zu schlagen, ihn zu tödten. O Jesu! was hast du mir zu Leid gethan, wie konnte ich dich so behandeln, dich, der du mich so überschwenglich geliebt hast, dich, den ich mit unendlicher Liebe lieben sollte, wenn ich dich unendlich lieben könnte? Weil du unendlich liebenswürdig bist, liebe ich dich und bereue es, dich beleidiget zu haben." — In diesem Beispiele finden wir die Beweggründe zur Zerknirschung und zugleich die Mittel, sie in uns zu erwecken. Lasset es uns befolgen, und wir dürfen hoffen, daß es uns nie an dieser unerläßlichen Bedingung zur Vergebung unserer Sünden fehlt!

---

6. Das durchnäßte Schnupftuch, oder: Die Reue des Arsenius.

Nachdem der heil. Arsenius das Hofleben verlassen, begab er sich in die Wüste Scute, um daselbst strenge Buße zu wirken. Von ihm nun wird erzählt, daß er so sehr von Reue über seine im Getümmel der Welt begangenen Sünden ergriffen war, daß er immerfort unter Seufzen und Beten — weinte. Er mußte deßhalb stets auch unter der Arbeit ein Schnupftuch im Busen tragen, um damit seine Bußthränen abzutrocknen. Des steten Weinens wegen fielen ihm auch alle Haare an den Augenliedern aus.

(Lohn. Biblioth. II. 142.)

---

7. Die kleinen Sünden und die große Reue.

Bekannt ist, daß der heil. Aloisius einmal — noch ein Kind von vier bis fünf Jahren — einem Soldaten seines Vaters ein wenig Pulver gestohlen, um damit seine kleine Spielkanone zu laden. Auch hatte er von den Soldaten mancherlei Flüche und unreine Worte gehört, und sagte sie, ohne ihren bösen Sinn zu fassen, nach. Als man ihn aber auf das Sündhafte jener Pulverentwendung, sowie dieser Reden aufmerksam machte, so war der gute Kleine von der tiefsten Reue erfüllt, und besserte sich nicht nur augenblicklich, sondern beweinte auch diese seine zwei „großen Jugendsünden", wie er sie reuevoll nannte, sein ganzes Leben hindurch. Als er das erste Mal zur heil. Beicht ging, so war seine Reue so groß, daß er sogar in Ohnmacht fiel.

(Sein Leben.)

---

8. Die Kraft der Zerknirschung.

Zu dem großen Diener Gottes, Petrus von Corbeil, Erzbischof von Sens, kam einmal ein Sünder zur Beichte, dessen Gewissen durch ungeheure Greuel verunreiniget war. Und er beichtete ihm in aufrichtiger Reue und unter heißen Thränen; doch drückte er den Zweifel aus, ob er wohl je hoffen dürfe, für so viele Verbrechen und Schandthaten Verzeihung

von Gott zu erhalten. Der heil. Bischof aber tröstete ihn, und sprach: „Ganz gewiß, mein Sohn, wird Gott dir verzeihen, wenn du für so schwere Sünden Buße thust.“ Da rief der Beichtende schluchzend aus: „Ach, mein Vater! ich bin bereit, sogar tausendfachen Tod zu leiden, wofern ich nur um diesen Preis die Verzeihung meiner Sünden erlangen könnte.“ — Und der heil. Bischof ward bis zu Thränen gerührt, weinte mit und sprach: „Sieh, mein Sohn! ich will dir nun eine Buße von sieben Jahren auferlegen.“ — „Wie?!“ antwortete der reuige Büßer; „nur sieben Jahre soll ich für so viele Gräuel büßen, die ich nicht abbüßen könnte, wenn ich auch bis an das Ende der Zeiten in der strengsten Buße lebte?!“ — Der Mann Gottes aber entgegnete: „Auch diese Zeit will ich dir noch abkürzen; geh hin und faste nur drei Jahre bei Wasser und Brod.“ — Auf dieses begann der Büßende abermals bitterlich zu weinen, schlug an seine Brust und bat ihn, seiner nicht zu spotten, sondern ihm eine lange, strenge und heilsame Buße aufzulegen. Und es staunte der Bischof über die Maßen, und sprach, von der Zerknirschung des Mannes gerührt: „Mein Sohn! es geziemt sich für dich keine Weise, besser wissen zu wollen, als dein Seelenarzt, was zu deiner Heilung frommt. Darum gehe hin und bete nur ein Vaterunser, und sei versichert, Gott hat dir deine Sünden vergeben.“ — Voll der Demuth und des Gehorsams ging nun der tiefzerknirschte Büßer hin, warf sich unter lautem Schluchzen zur Erde, und betete, was der heil. Bischof ihm zur Buße aufgelegt. Und siehe da — nachdem er sein Vaterunser ausgebetet, erblaßte er, neigte sein Haupt, sank zu Boden und war — eine Leiche. Es sprach hierauf der tief ergriffene Bischof in einer Predigt vor allem Volke von diesem wundersamen Büßer, und versicherte, daß derselbe ohne ein anderes Läuterungsfeuer — bloß durch die Kraft seiner Reue und Zerknirschung gereinigt — eingegangen sei in die Freuden seines Herrn.

(Herbst's Exemp. Th. 2. S. 172.)

9. Die durchdringende Reue.

Eine Weibsperson, die längere Zeit ein schändliches Leben geführt hatte, hörte einst die Predigt des berühmten Bousoul,

der den Namen des Apostels von Rennes erhielt, und fühlte sich dergestalt erschüttert, daß sie gleich darauf zu ihm eilte, vor ihm auf die Knie niederfiel, und ihr Lasterleben bekannte. Sie bewies dabei eine so durchdringende Reue, und vergoß so viele Thränen, daß der Diener Gottes die Lossprechung keinen Augenblick aufschieben wollte. Nach einigen Tagen, welche sie geistlichen Uebungen widmen mußte, ward sie zum Tische des Herrn zugelassen, und — mit Gott völlig versöhnt — in ihre Heimath zurückgeschickt. Sie begab sich auf den Weg, starb aber noch an demselben Tage; man fand sie todt auf der Straße. Als man ihren Leichnam öffnete, fand man das Herz zersprungen. Die Aerzte erklärten, daß der große Reueschmerz diese Todesart verursacht habe.

(Ebend.)

---

10. Die Beicht, oder: Der beschämte Philosoph.

Im Monat März 1838 war bei einer gewissen Frau von N. N. zahlreicher Besuch. Die Unterhaltung fiel auf die Beicht. „Das ist eine Erfindung der Priester", ließ sich ein unbärtiger Philosoph vernehmen. Als eine junge Person die gottlose Rede gehört hatte, nahm sie das Wort und sprach: „Sie behaupten, daß die Beicht eine Erfindung der Menschen sei; wohlan! man kennt den Ursprung und die Geschichte aller Erfindungen, aller Entdeckungen, zum Beispiele des Piketspieles, womit sie sich diesen Augenblick beschäftigen, und welches, wie Sie ohne Zweifel wissen, unter Karl VII. erfunden worden ist. Wenn die Beicht eine Erfindung der Menschen ist, so muß man auch wissen, wann diese gemacht worden ist; haben Sie die Güte, mich damit bekannt zu machen!" Der junge Laffe wußte nichts zu antworten; und seitdem enthielt er sich weislich, über Religion zu reden. (Guillois III. Th. S. 179.)

---

11. Die Beicht, oder: Die wiedererlangte Gewissensruhe.

Es hatte einmal, wie Crombek und nach ihm Dr. Veith erzählt, ein Edelmann zu Antwerpen eine Predigt angehört, die ihm sehr tröstlich schien. Es lehrte nämlich der Prediger,

wienach Niemand verbunden und gehalten sei, jene Sünden zu beichten, deren man sich, als dem Gedächtnisse entschwunden, nimmer erinnern könnte. Dieß war ihm so vorzüglich trostreich, weil er ein aller Welt verborgenes Vergehen auf sich hatte, welches er, trotz der beständigen Qualen seines Gewissens doch vor keinem Sterblichen zu bekennen wagte, so daß Tod und Hölle ihm so schrecklich nicht dünkten, als ein solches Bekenntniß. Nunmehr, seit er jene Lehre vernommen hatte, bemühte er sich aus allen Kräften, der Erinnerung an seine Sünde für immer los zu werden. Er warf sich daher in den Schwall aller Wollüste, um gleichsam das alte Uebel mit einem Berge neuer Sünden zu bedecken; aber es wollte durchaus nicht helfen; denn die Stimme des Gewissens ward jetzt nur um so lauter. Alsdann begab er sich auf Reisen, durchzog viele Länder Europas, und sah und betrachtete überall Alles, was zu sehen war; aber trotz dieser Mannigfaltigkeit der Orte blieb sein innerstes, elendes Einerlei stets dasselbe; denn er nahm ja überall sich selber mit, und die Gewissensbisse blieben seine getreuen Kammerdiener und Reisegefährten. Da er dieß endlich einsah, faßte er in Antwerpen wieder festen Fuß, und verlegte sich auf die tiefsten Studien, die, wie Mathematik und Astronomie, geeignet sind, den ganzen Kopf einzunehmen. Aber auch dieß war vergeblich. Denn so viele Kollegia er hörte und so viele Lehrer er heimsuchte, so hatte er einen Professor bei sich, die Stimme des Gewissens, der seinerseits auch nicht nachließ, ihm die gründlichsten Lektionen zu halten. Da meldete sich wieder einmal ein christlicher Gedanke vor seiner Pforte. Er hatte gehört, daß die Sünden auch auf dem Wege der Reue, der Zerknirschung und der guten Werke vergeben werden können; darauf verlegte er sich nun mit gleichem Feuereifer; er betete ganze Nächte hindurch, er fastete oft und lange, und fügte noch härtere Bußwerke hinzu, er theilte reichliche Almosen aus, und nahm sich der Leidenden an. Aber auch bei diesem Allem wollte sein Geist keine Ruhe finden; denn das Gewissen schrie ihm die Worte in's innerste Ohr: „Das Eine muß man thun, das Andere nicht lassen!“ Was sollte er nun ferner noch versuchen? nach welchen Hilfsmitteln wieder langen? Er weiß es schon. Er wird von diesem verhaßten Leben Abschied nehmen, er wird dem Elende ein Ziel setzen, und zwar ohne unnütze Zögerung;

schon hat er die besten Pistolen ausgesucht, schon sitzt er auf dem Wagen und fährt in sein Landhaus; daselbst wird die Endbegebenheit erfolgen. Da wandert ein Greis, dürftigen Ansehens, vor dem Wagen her, der ihn auch bald einholt. Der Trübsinnige betrachtet den alten Mann; er erkennt an ihm einen Geistlichen, dessen freundliche Einfalt ihm wohlgefällt; er läßt halten, und dringt so lange in ihn, bis er einsteigt und neben ihm Platz nimmt, um bequemer und schneller fortzukommen. Der alte Ordensmann zeigt sich sehr gesprächig; man redet von allerlei Dingen, und die Rede wendet sich zu den Religionsspaltungen und Streiten die eben damals (im 17. Jahrhunderte) in den Niederlanden tobten. Da verbreitet der Priester sich über die so unbezweifelbaren Eigenschaften und Vorzüge der wahren apostolischen Kirche, rühmt ihre Gnadenanstalten, die heil. Sakramente, und insbesondere, als die größte aller Wohlthaten, jenes der Buße. „Was bliebe dem Gefallenen wohl übrig," sagte er, „was könnte ihn vom Verderben mehr erretten, wenn nicht die sakramentalische Beicht ihm sich darböte, als das letzte und einzige Mittel des Heiles?" — Da fuhr der Edelmann auf, wie Einer, der auf eine wunde Stelle getreten wird; er entrüstete sich höchlichst. „Was redet Ihr da?" rief er, „kennet Ihr mich? woher kennet Ihr mich denn?" Der Priester bat betroffen um Verzeihung. „Nie vorher," versicherte er, „hatte ich die Ehre, Sie zu sehen; was ich da in meiner Geschwätzigkeit sprach, geschah so nach aller Menschen Brauch, zumal da ein Jeglicher von seinem Handwerk zu reden gewohnt ist. Wenn Sie übrigens in einer Seelenbeschwerde meinen Rath forderten, so dürfen Sie nur befehlen." — „Wenn ich aber," rief Jener in der Verwirrung seines aufgereizten Gemüthes, „wenn ich aber durchaus nicht beichten will?" Der Priester lenkte auf einen gelindern Weg. „Es gibt ja," sagte er, „noch andere Mittel!" Und der Geängstigte, in welchem der Spleen schon etwas von seiner Herbigkeit verloren hatte, nahm ihn sogleich beim Worte, rückte mit gutem Vertrauen hervor, und versprach, auch den schwersten Vorschriften sich zu unterziehen, wenn es nur nicht der Beicht bedürfte. Sie kamen beim Landhause an; der Ordensmann war genöthiget, da zu bleiben. Man brachte den Abend in heitern Gesprächen zu, bis in die späte Nacht; da wollte der Edelmann seinen Gast nicht

zur Ruhe gehen lassen, bevor er ihm jene gewissen, „andern Mittel" bekannt gemacht hätte. Dieser rieth ihm, für heute noch eine Stunde zu wachen, Vertrauen auf Gott zu erwecken, und dann sein Gewissen sorgfältig zu durchforschen nicht um zu beichten, sondern um jeder verschuldeten Unordnung vor Gott in Reue zu gedenken; was das Uebrige noch wäre, damit vertröste er ihn auf den künftigen Tag. Dieser Tag war kaum licht geworden, als der Edelmann schon bei seinem Gaste anklopfte. „Was Ihr mir aufgegeben habet," sagte er, „habe ich ehrlich gethan; was geschieht nun?" „Nichts anderes für jetzt," gab der Priester zur Antwort, „als daß wir mitsammen in Ihrem Garten lustwandeln gehen." Sie gingen hinaus, und der Greis fragte mit freundlich ernster Theilnahme: „Ist Ihnen jetzt besser?" „Nein!" erwiederte Jener. — „Noch immer nicht?" „Aber vielleicht haben Sie bei Ihrem Nachdenken an Eins und das Andere sich nicht erinnert? Haben Sie etwa auf diesen Gegenstand auch gedacht?" oder auf diesen?" Und auf solche Weise ging er allmählig, mit größter Schonung des Zartgefühls und behutsamer Höflichkeit, die ganze Reihe menschlicher Verirrungen durch, stieg auch bis zu den dunkelsten und lichtscheuesten herab; und da, eben als er einen solchen gehässigen Punkt berührte, war der Geängstigte tief erschüttert. Er verhüllte sein Gesicht und stöhnte: „Ja! eben dieß, was Ihr jetzt vorgebracht habt, eben dieß ist das Entsetzliche, das Empörende, das Fluchwürdige, das ich nicht beichten will, nicht beichten kann!" Der Priester aber sprach mit thränendem Auge: „Nicht so, mein Herr! trösten Sie sich vielmehr! Sie haben nun schon gebeichtet und wir wollen hiefür nichts mehr erwähnen. Sie dürfen nur, was Sie sonst nöthig erachten, noch hinzufügen; und dann wollen wir diese unsere Beicht in der rechten Form beschließen." So geschah es auch, und noch an demselben Tage hängte der Edelmann seine besten Pistolen wieder in der Gewehrkammer auf, und es fiel ihm nimmermehr ein, diesen Hahn zu spannen; denn das Gewissen, dessen Ruf ihn so lange geängstigt hatte, schwieg nunmehr, für immer versöhnt und befreundet; vorübergezogen waren die Finsternisse der Mitternacht; der Tag der Gnade war für ihn wieder aufgegangen.

(Veith, Leidenswerkzeuge.)

12. Das Bild am Beichtstuhle, oder: Der Nutzen der Ohrenbeicht.

Johannes der Jüngere aus dem Dominikanerorden erzählt in seiner Himmelsleiter eine sehr lehrreiche und erbauliche Geschichte, welche Allen, die von der heil. Beicht wenig oder nichts wissen wollen, die Augen öffnen und ihnen zeigen dürfte, daß die heil. Beicht allein dem Sünder wahre Ruhe und innere Beseeligung verschafft.

Ein junger Mann, kaum noch in den dreißigern, kommt zu Ende der österlichen Beicht in die Kirche, nicht um dem Geiste, sondern nur dem Buchstaben der Kirchengebote nachzukommen und sich einen Beichtzettel zu holen. Darum war aber auch sein Herz so hart, wie Stein, so trocken, wie Holz, und so kalt, wie Eis; und eben so eiskalt war auch seine Vorbereitung zur Beichte. Er stellt sich beim Beichtstuhle an, steht eine halbe Stunde da, denkt hin und wieder nach Hause an seine Geschäfte und Anliegen, und an tausenderlei andere Dinge, nur an seine Sünden nicht; — da trifft ihn endlich die Reihe, sein Vormann macht ihm Platz, und nur ein altes Mütterchen auf der andern Seite des Beichtstuhles verrichtet noch vor ihm ihre Beicht. Mit Ungeduld harrt unser Glaubensheld auf Erlösung aus seiner unheimlichen Lage; allein das gute alte Weibchen braucht sehr lange, und Mißmuth bemächtigt sich mehr und mehr des ungeduldigen und von langer Weile geplagten jungen Mannes. Endlich weiß er sich nimmer zu helfen; fast unwillkührlich kniet er sich im Beichtstuhle nieder, voll sicherer Erwartung, daß der Priester doch bald das heil. Kreuz über ihn machen und sich zu ihm herüberneigen werde, um sein Bekenntniß zu hören. Doch immer noch nichts! Ein Gefühl von Unmuth und Gleichgültigkeit wechselte inzwischen in seinem Innern, bis plötzlich sein Blick auf ein Bildchen fiel, welches innen am Beichtstuhle, wie man's auch sonst häufig sieht, angebracht war, ein Bildchen gar schön und wunderbar, in der Wahl des Gegenstandes, den es darstellte! David, der fromme Büßer, lag da abgebildet auf seinen Knieen; Bußthränen flossen aus seinen Augen, und ein Engel Gottes stand ihm zur Seite, eine goldene Schale in der Hand, um die kostbaren Thränen, die über des frommen Büßers Wangen rollten, aufzufangen, und vor den Thron des Allerhöchsten, des

ewigen Richters zu bringen. Der bisher so gefühllos daknieende junge Mann, sieht dieses schöne Bild, er sieht es wieder, und je mehr er es betrachtet, eine desto mächtigere Wärme durchglüht ihm's Herz, ein geheimnißvolles Feuer scheint in seinem Innern sich zu entzünden, und ein unerklärbares Gefühl bemächtigt sich seiner Seele; ein namenloser, noch nie gefühlter Schmerz preßt ihm das Herz gewaltig zusammen; und es ist, als ob eine Stimme ihm zuriefe: „Siehe da so viel gehört zur wahren Buße! — und du — bist so trocken und empfindest nicht einen Funken Reue! David war ein so großer König, und er schämte sich der Bußthränen nicht; und du bist ein so niedriges Geschöpf, und machest auch nicht einmal ein Auge naß! David hat nur ein einziges Mal gesündiget und immer geweint; und du sündigtest immer und weintest noch niemals!" — In solchen Gedanken vertieft, kniete er da; ein Gnadenstrahl der unendlichen Erbarmungen Gottes hatte ihn plötzlich getroffen; schon glänzt eine kostbare Thräne der Reue im Auge des vorher so hartherzigen Verächters der heil. Beicht. Die langdauernde Generalbeicht des alten Mütterchens läßt ihm indeß noch Zeit genug, um einen ernsten Blick in sein Inneres zu thun und seine tiefe Versunkenheit zu erkennen. Mit Wehmuth durchschaut er sein bisheriges Leben und findet es strotzend voll von Sünden und Lastern, leer an guten Werken, verloren für Zeit und Ewigkeit. Mit der tiefsten Reue verbindet er den heiligsten und ernstesten Vorsatz, ein neues Leben zu beginnen und ganz andere Wege zur Rettung seiner unsterblichen Seele einzuschlagen; da neigt sich der ehrwürdige Priester zu ihm herüber, und ertheilt ihm den heil. Segen zum würdigen, offenen und rückhaltslosen Bekenntnisse seiner Sünden. Mit gebrochener Stimme hebt der von der göttlichen Gnade gerührte Sünder seine Anklage an; unter häufigen Thränen und Schluchzen zählt er alle seine Missethaten auf und seine Glaubenslosigkeit und seine Verachtung gegen Gott und dessen heil. Gebote, gegen die Kirche und ihre Vorschriften, gegen die Religion und Tugend; und je mehr er sich ausspricht und seiner Sündenlast entleert, desto leichter wird's ihm um's Herz. Der Priester merkt es gar bald, daß da etwas Wunderbares muß vorgefallen sein; deutlich genug erkennt er aus dem Bekenntnisse seines Beichtkindes, daß die göttliche Erbarmung wieder ein Wunder gött-

licher Liebe wirken, und der gute Hirt abermals ein verlornes Schäflein zur Heerde heimführen wolle. Wie ein Vater zum lieben Kinde, wie ein treuer Freund zum geliebten Freunde, so spricht der Priester zum tiefergriffenen Büßer, weist ihn auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes hin, mahnt ihn zum innigsten Vertrauen auf den Herrn, zum standhaften Festhalten an seinen eben gemachten guten Vorsätzen und zur treuen Erfüllung derselben, schreibt ihm angemessene Arzneimittel vor gegen den Rückfall und entläßt ihn so, selbst tief erschüttert über die wunderbaren Wege der erbarmenden Liebe Gottes, nach Ertheilung der verdienten Buße und des priesterlichen Segens. O! wie leicht war jetzt auf einmal dem jungen Manne ums Herz! Kaum war das Absolvo te gesprochen, so fühlte er in sich eine Ruhe, einen Frieden, eine Wonne und Beseligung, wie er sein Leben hindurch nie gefühlt hatte, nie gefühlt selbst in den rauschendsten, herrlichsten Vergnügungen dieser Welt. Unter süßen Thränen des Dankes und der Buße wirft er sich vor den Altar Gottes nieder, preiset Gott den Herrn für seine gränzenlose Vatergüte und gelobet ihm hoch und theuer, fortan mit seiner Gnade nur die Wege der Tugend zu gehen und nichts zu suchen, nichts mehr zu verlangen, als nur Gottes Ehre und seiner unsterblichen Seele Heil. Und was er hier in diesem ernsten heiligen Augenblicke vor dem allwissenden Gott gelobte, das hielt er künftighin in seinem Leben mit unerschütterlicher Standhaftigkeit; er ging in ein Kloster und wählte den Priesterstand, um auf ewig nur Gott seinem Herrn allein dienen zu können. — Merkest du es nun, mein lieber Leser! wozu das einfältige Beichten sein soll? Sage mir einmal, wo fände der Sünder sonst anderswo Ruhe und den verlorenen Frieden wieder, als nur in ihr?

(Kath. Hausfreund. II. Jhrg. S. 257 ff.)

---

13. Die wiederverlangte Ohrenbeicht.

Selbst die Irrlehrer mußten es anerkennen, welcher große Nachtheil daraus entstanden sei, daß sie die sakramentalische Beicht aufgehoben haben. Jener berühmte Gottesgelehrte Dominikus Sotto, der Beichtvater des Kaisers Karl V., gibt hievon ein überzeugendes Beispiel. Er sagt: „Welches

überaus kräftige Mittel, die Menschen von Sünden und Lastern abzuhalten, die Scham sei, die man empfindet, wenn man einem Priester beichten muß, haben selbst die Protestanten bekannt. Während ich in Deutschland war, schickte die Stadt Nürnberg eine Botschaft an den Kaiser, durch welche ihre Bürger ihn ersuchten, daß er durch einen kaiserlichen Befehl die geheime Beicht bei ihnen anordnen möchte. Die Erfahrung, sagten sie, habe sie überwiesen, daß in ihrer Stadt seit Aufhebung der geheimen Beicht so große Vergehen gegen die Gerechtigkeit und andere Tugenden sich ergeben haben, wie dergleichen früher weder gesehen noch gehört worden seien. Ein beklagenswerthes Begehren dieser Bürger einestheils, weil es die tiefe Verblendung, in die sie gerathen waren, offenbaret; ein lächerliches aber auch anderseits, weil sie durch menschliche Gesetze jene Beicht einführen wollten, die sie zurückgewiesen hatten, als sie durch göttliche Gesetze zu derselben verpflichtet waren! (Dominic. Sotto 4. sent. d. 28. qu. 1. art. 1. und Bressanvido 5. Bd. S. 56.)

---

14. Die Beicht, oder: Die unerwartete Rückzahlung.

Ein besonderer Gegner der katholischen Beichtanstalt, ein Mann, der sich wohl einen Katholiken nannte, im Grunde genommen aber gar nichts glaubte, saß eines Tages im Kreise seiner Familie und sprach sich äußerst ungehalten über das einfältige Beichten aus; denn es war eben die österliche Zeit, und schon ging sie auf die Neige. Der Namenkatholik sollte sich deßhalb bald zum Beichten entschließen, wenn er je noch Schanden halber einen Beichtzettel haben wollte. Da trat plötzlich ein Seelsorgspriester zum Hause herein, klopfte an der Zimmerthüre und näherte sich unter freundlichem Gruße dem abgesagten Feinde der Beicht. „Hier empfangen Sie, mein Herr!" sprach der Priester „dreihundert Gulden, welche mir als Wiedererstattung an Sie im Beichtstuhle übergeben worden sind."

Nach diesen Worten wollte sich der Priester entfernen; der glückliche Hausherr hielt ihn aber ganz betroffen zurück und sprach: „Wie? dreihundert Gulden? Ew. Hochwürden müssen im Irrthume sein." — „Mit Nichten," erwiederte der Priester, „das ist Ihr Eigenthum" — und ging davon. —

„Ei Tausend!" dachte nun der frühere Gegner der katholischen Beichtanstalt, „das Beichten ist doch etwas sehr Gutes." — Er erkannte aus diesem Vorfalle, wie nützlich die Beicht für die bürgerliche Gesellschaft sei, und wurde nun ein aufrichtiger Freund und Vertheidiger der katholischen Beichtanstalt. (Aus dem Seelsorgerleben.)

---

15. Beichte mit Demuth, oder: Joachim und die Kaiserin Konstantia.

Joachim, Priester zu Florenz in Kalabrien, gestorben im Jahre 1202, wurde als Heiliger und Prophet angesehen und von allen Seiten um Rath befragt. Eine wichtige Angelegenheit führte ihn nach Sicilien in eine Cisterzienserabtei in der Nähe von Palermo, wo damals die Kaiserin Konstantia, die Gemahlin Heinrich VI. des Grausamen, residirte. Wie eine zweite Königin von Saba wünschte sie den neuen Salomon zu hören und lud ihn eiligst zu sich ein. Es war an einem Charfreitag; ungern willfahrte er dem Verlangen und gab nur den dringenden Bitten nach. Indem er sich der Kaiserin näherte, redete er sie in folgender Weise an: „Was gibt es denn so Dringendes, o Kaiserin! um die Feier des heutigen Tages zu unterbrechen und einen Mönch, der heute in der Betrachtung der Leiden Jesu Christi zerflossen sein muß, aus seinem Kloster zu ziehen?" Der Kaiserin gefiel sein Freimuth und seine würdevolle Haltung; und von diesem Augenblicke an wünschte sie sich seiner Leitung zu übergeben und ihm von ihrem ganzen Leben eine Beicht abzulegen. Sie führte ihn in eine Kapelle; dort war für die Fürstin ein Thron von mehreren Stufen errichtet, und zur Seite tiefer unten ein Sessel für den Beichtvater. Der Stolz hatte diesen Gebrauch eingeführt, und die Schwäche hatte ihn geduldet. Ueber diesen Umstand betrübt sprach Joachim zu ihr: „Bedenken Sie auch o Kaiserin! daß Sie hier nur als Sünderin erscheinen? Steigen Sie vom Throne herab und legen Sie ihre Beicht in einer demüthigeren Stellung ab! Wo nicht, so ziehe ich mich zurück!" Konstantia, die im Grunde sehr fromm und einem vorgefundenen, ungeziemenden Gebrauch, ohne vieles Nachdenken

darüber, nur gefolgt war, kniete auf den Boden nieder und beichtete im rechten Geiste der Demuth und der Buße.

(Guillois III. Thl. Seite 308.)

16. Beichte mit Aufrichtigkeit, oder: Strafe einer verheimlichten Sünde.

Der heilige Antonin, Erzbischof zu Florenz, erzählt zum heilsamen Schrecken für Alle jene, welche Sünden in der Beicht verheimlichen, nachfolgende schreckliche Geschichte. — Eine junge Person, sagte dieser große Heilige, die in den strengsten Grundsätzen der Sittsamkeit erzogen worden war, fiel, als sie einstmal stark versucht wurde, in Sünde. Kaum hatte sie gesündiget, als sie mit Scham bedeckt und von Gewissensbissen gemartert wurde. Wie, sprach sie, sollte ich den Muth haben, meinen Fehler einem Priester zu entdecken? Die Unglückliche! Die Scham ließ sie in ein noch schrecklicheres Verbrechen fallen. Als sie im Beichtstuhle war, wagte sie es nicht, ihre Sünde zu erklären. Sie glaubte, dieselben durch strenge Bußübungen beschwichtigen zu können. Sie ging in ein Kloster, hoffend, ihr Verbrechen bei der allgemeinen Beicht, die vor den Gelübden üblich ist, zu gestehen. Sie machte in der That einige Anstrengungen, ihr Herz zu öffnen; allein sie verdeckte ihre Sünde so sehr, daß ihr Beichtvater ihre Schuld nicht erkennen konnte. — Unterdeß starb die Superiorin des Klosters. Die junge Person führte ein so erbauliches Leben, daß die Ordensschwestern, vom Scheine getäuscht, sie an ihre Stelle wählten. Es währte nicht lange; bald fiel sie in eine tödtliche Krankheit. Immer hatte sie bei sich gelobt, im Augenblicke des Todes ihre Sünden zu bekennen; aber auch jetzt hielt ihr die Scham den Mund verschlossen. Sie empfing die letzten Sakramente mit großer äußerer Andacht; sie entweihte sie. Als sie sich im Todeskampfe fühlte, gedachte sie sich endlich zu erklären; aber o schreckliches Gericht Gottes! Sie verfiel in Geistesverwirrung und starb in ihrer Sünde. Die große Strenge, die sie gegen sich geübt hatte, verbunden mit ihrem musterhaften Klosterleben, ließen an ihrer Seligkeit nicht zweifeln. Doch, während man für sie betete, ließ es Gott zu, daß, zur Belehrung aller Jahrhunderte, diese Unglückliche den

Klosterbewohnern im Zustande der schrecklichsten Verwirrung erschien, und sagte: „Höret auf, für mich zu bitten! Ich bin verdammt, weil ich in meiner Jugend eine Sünde in der Beicht verheimlichet habe.“

17. Beichte alle Sünden, oder: Die versteckte Wunde.

Ein braver Soldat war im Kriege tödtlich verwundet worden — an drei verschiedenen Theilen seines Körpers. Zwei Wunden entdeckte er bereitwillig dem Arzte; die dritte aber zu entdecken, hielt ihn die Scham zurück. Der Arzt wandte alle mögliche Mühe auf, um den wackern Krieger zu retten, und wirklich heilten die beiden Wunden allmählig ganz gut und schön. Dennoch wurde der Verwundete von Tag zu Tag schlechter, und in kurzer Zeit war er eine Leiche. Die nicht entdeckte tödtliche Wunde hatte ihm den Tod herbeigeführt. — So wird es auch dem Sünder ergehen. Wenn er auch fünf und sechs von seinen Todsünden beichtet, die siebente aber verheimlichet, so wird er dennoch an dieser einzigen sterben und ewig zu Grunde gehen.

18. Wähle einen guten Beichtvater, oder: Das unglückliche Beichtkind.

Ein angesehener Mann konnte von seinem Seelsorger, und den Ordensgeistlichen, denen er seine Beicht ablegen wollte, die Lossprechung nicht erlangen, indem er weder seinen Wucher, noch seine lasterhaften Bekanntschaften aufgeben wollte. Endlich fand er einen Priester, der kein Bedenken trug, ihm die Lossprechung zu ertheilen, und die frühern Beichtväter dieses Mannes ängstliche Seelen nannte. Er hielt sich nun an diesen Priester einige Jahre, und lud ihn öfters zu Tische. Eine gefährliche Krankheit überfiel nun das Beichtkind: man rief sogleich seinen Beichtvater; doch ehe derselbe erschien, war der Kranke schon eine Leiche. Als der Beichtvater zu dem Kranken hineilte, erschien ihm derselbe auf dem Wege, und fragte ihn: „Wohin?“ „Zu Euch, mein Herr“, war die Antwort; denn ich habe ver-

nommen, daß Ihr gefährlich krank darniederlieget." „Kehret zurück", sprach der Geist, „ich bin so eben verschieden, und wegen meiner Sünden, die Ihr mich so viele Jahre ungestraft begehen ließet, zur Hölle verdammt worden; Ihr traget Schuld an meinem ewigen Untergang. Ihr entheiliget Euer Amt, und seid deßhalb unwürdig. Hättet Ihr eine größere Sorge für das Heil meiner Seele getragen, und mir so leicht die Lossprechung ertheilet, hättet Ihr mich strenge ermahnt und zurechtgewiesen und kräftige Bußmittel vorgeschrieben, um mich von meinen Sünden und lasterhaften Gewohnheiten zu entfernen: ich würde eure Lehren benützt haben und selig geworden sein. Weil ihr mir aber auf eine sündhafte Weise gefällig waret, und mich in meinen Ausschweifungen fortwandeln ließet, so werdet Ihr die Strafe mit mir theilen." In diesem Augenblicke öffnete sich die Erde, und beide verschwanden. Die Gefährten dieses unglücklichen Beichtvaters erzählen dessen schreckliches Ende. (Hortus pastorum Cap. 5. de imped. integr. Confess.)

---

19. Die strengen Büßer, oder: Das Gefängniß für Büßende.

Johannes Climacus, Abt auf dem Berge Sinai, erzählt in seiner „Leiter zur evangelischen Vollkommenheit" — von einem Kloster nahe bei Alexandria, das ganz eigens für Büßende eingerichtet war. Man nannte es gewöhnlich nur das „Gefängniß"; denn obgleich Niemand gezwungen werden konnte, dort einzutreten, so hatte er doch, einmal eingetreten, nicht mehr die Freiheit, es nach Willkühr zu verlassen; nur von der Einsicht des Vorstandes hing seine Entlassung ab. Es war ein Ort des Schreckens und der Trauer. Umsonst sah man sich hier auch nur um einige Bequemlichkeit um; Alles erinnerte an Buße und Abtödtung. In Lumpen gehüllt und auf die Erde hingestreckt, benetzten die Büßenden oft stundenlang mit ihren Thränen die Asche, auf der sie lagen; Andere standen aufrecht gleich unbeweglichen Bildsäulen, das Auge offen und starr, als wenn der Schmerz aller ihrer Sinne beraubt hätte; aber plötzlich ergoß sich dann wieder ihr gepreßtes Herz in laute Klagen. — Die Kniee dieser eifrigen Büßer waren unter dem vielen Beugen hart gewor-

den, wie die der Kameele; die Augen lagen ihnen tief in dem Kopfe; ihre Wangen waren bleich und eingefallen, und wie zerfressen von der brennenden Gluth der Thränen. Hartes oft mit Schimmel bedecktes nur spärlich dargereichtes Brot nebst einigen Kräutern war die einzige Nahrung dieser Büßer. In den kurzen Zwischenräumen, welche ein beinahe ununterbrochenes Gebet ihnen gönnte, flochten sie Blätter aus Palmblättern. Nach einer Buße von oft mehreren Jahren wurden sie dann, — häufig gegen ihren Willen, da sie ihr großer Bußeifer zu noch längerem Aushalten antrieb, von dem Vorstande wieder in die Welt entlassen. — Johannes Climacus versichert, das schauerliche Bild von dieser Behausung der Trauer und der Buße habe sich so tief seiner Seele eingeprägt, daß die schrecklichen Gestalten, die er dort gesehen, ihm sein Leben lang unvergeßlich waren.

(Ber. Berc. K. G. B. 6.)

---

20. Der goldene Ring als Bußwerk.

Ein Mann von hohem Stande, der aber ein großer Sünder war, kam endlich zu dem Entschlusse, sich zu bekehren. Er reiste deßhalb nach Rom, und wollte bei dem Papste seine Beichte ablegen. Der Papst hörte seine Beichte, und erbaute sich an der Genauigkeit derselben, sowie an seiner lebhaften Reue und an seinen guten Vorsätzen. Als es sich aber um Auferlegung der Buße handelte, konnte der vornehme Herr keine der ihm vom heil. Vater auferlegten Bußen annehmen, da keine nach seinem Sinne war. Zum Fasten, sagte er, sei er zu schwächlich, zum Lesen und Gebete habe er keine Zeit; sich eine Zeit lang in der Zurückgezogenheit frommen Betrachtungen hinzugeben, oder eine Wallfahrt zu machen, gestatten seine Geschäfte nicht; zu wachen oder auf der harten Erde zu schlafen, vertrage seine Gesundheit nicht; — und was endlich, obgleich er es nicht aussprach, das größte Hinderniß war, bestand darin, daß ihm alle diese Bußwerke nicht für einen Mann von seinem Rang zu passen schienen. Der Papst, voll der Weisheit, gab ihm nun einen goldnen Ring, worauf die Worte eingegraben waren: „Memento mori!“ (Gedenke, daß du sterben mußt!) Er legte ihm zur Buße auf, diesen Ring am Finger zu tragen und wenigstens ein-

mal täglich die darauf befindlichen Worte zu lesen. — Der große Herr begab sich sehr zufrieden von dannen, und wünschte sich Glück wegen einer so leichten Buße; allein diese Buße zog bald alle andern Bußen nach sich. Der Gedanke an den Tod drang nämlich durch den täglichen Anblick seines Ringes so tief und so heilsam in seine Seele ein, daß er unaufhörlich zu sich selbst sprach: „Wohlan! wenn ich sterben muß, was hab ich dann anders auf der Welt zu thun, als mich auf einen guten Tod vorzubereiten? Wozu dient es, eine Gesundheit zu schonen, die doch — vielleicht bald schon der Tod zerstören wird?!“ — Was nützt es, einen Leib und ein Fleisch zu hätscheln und ängstlich zu pflegen, die doch in der Erde vermodern werden?! Nach diesen Betrachtungen war kein Bußwerk mehr, welches ihm nicht leicht erschienen wäre. Er verrichtete alle, und beharrte darin bis zu seinem seligen Tode. — Die Gedanken an den Tod, wie sie leicht und wirksam vor dem Falle bewahren, erleichtern auch wunderbar die Auferstehung nach und von dem Falle.

(Guill. Handb. Th. 2. S. 346.)

21. Eine leichte Buße sehr wirksam.

Im Leben der heiligen Lydwina wird erzählt, daß sie einen wüsten Menschen vergebens ermahnte, seine Sünden einem Priester zu beichten, obwohl er ihr seine Verirrungen ohne Rückhalt eingestanden hatte. Da erklärte die Heilige, sie sei bereit, für ihn die strengsten Bußwerke zu verrichten und so viel es zulässig wäre, Genugthuung zu leisten, wenn er ihr verspreche, zur Buße nur eine einzige Nacht immer ruhig auf dem Rücken liegen zu bleiben, ohne sich je auf die rechte oder linke Seite zu wenden; allein er schämte sich, ein so leichtes Versprechen nicht halten zu können, und harrte in seiner Lage aus. Aber in Bälde schien ihm dieselbe völlig unerträglich und gerade in dieser Nacht fühlte er ein unwiderstehliches Bedürfniß, sich nach der Seite wenden zu dürfen. Doch er blieb auf dem Rücken, konnte aber die ganze Nacht nicht eine Minute schlafen. Da kamen ihm bald die ernsteren Gedanken. „Wenn mir,“ sprach er zu sich selbst, „schon diese Nacht, wo ich doch auf einem weichen Lager ruhe, und weder Schmerzen, noch sonst ein

Ungemach zu dulden habe, so schrecklich lang vorkommt, wie lange wird mir erst jene Nacht in der Hölle vorkommen?! Diese Nacht ist nach wenigen Stunden vorüber, doch jene Nacht währet ewig! Ewige Nacht! und ewige Pein! Diese Worte rief er ein über das andere Mal aus, und sie klangen ihm so schrecklich, wie die Posaune des letzten Gerichts. Kalter Angstschweiß bedeckte sein Gesicht, und sein Herz war voll der Trauer und Unruhe. Endlich brach der Morgen an, und er, der sich als ein leichtsinniger Sünder niedergelegt hatte, stund nun als ernster Büßer auf. — Wie freute sich die heilige Lydwina, als sie sich in ihrer Hoffnung nicht getäuscht, und nun ihn selbst alle jene Bußwerke mit dem größten Eifer verrichten sah, die sie für ihn zu verrichten versprochen hatte! (March. hort. past. tract. 5. lect. 9.)

---

22. Die Genugthuung durch Wiedererstattung, oder: Die Gutmachung auf dem Todbette.

Der heilige Alphons von Liguori erzählt (Kat. S. 140.) daß ein sehr reicher Mann, der einen Theil seines Vermögens nur schreienden Ungerechtigkeiten verdankte, lebensgefährlich verwundet worden. Er wußte und fühlte zwar, daß er dem Tode nahe sei, und doch konnte man ihn nicht zum Wiederersatze und zur Gutmachung seiner Betrügereien bewegen. Jedesmal, so oft davon die Rede war, antwortete er: „Ach, wie Vieles müßte ich da hergeben?! Was würde denn aus meinen Kindern werden? Sie wären elend!" — Man hinterbrachte diese Antwort und Ausrede einem sehr erfahrnen und klugen Geistlichen, um seinen Rath und Beistand einzuholen. Dieser ließ dem Kranken sagen, er wüßte ein Mittel, um ihn vom Tode zu retten; nur sei dasselbe sehr theuer. — „Koste es, was es wolle, ließ der Kranke zurücksagen, auch tausend, ja fünftausend Gulden; es ist mir nicht zu theuer. Ich bitte ihn inständig um dasselbe." — Der Geistliche kam und erklärte, das Mittel bestehe einfach darin, daß man auf die bereits in Brand gerathenen Wunden etwas Fett von einem lebendigen und gesunden Menschen träufle; man brauche nicht viel. Findet sich Jemand, der sich für fünftausend Gulden nur ein Viertelstündchen die Hand braten lassen will, so reiche dieß schon hin. „Ach!" sprach der Kranke, ich fürchte

sehr, es findet sich Niemand dazu.“ — „Fasset nur Muth, entgegnete der Priester; Ihr wisset nicht, wie ergeben Euch Eure Kinder sind, da Ihr ihnen ein so großes Vermögen zusammengescharrt habt. Laßt also zuerst Euren ältesten Sohn kommen und saget zu ihm: Du kannst Deinem Vater das Leben retten, wenn Du dir deine Hand eine Viertelstunde lang brennen lassen willst. Ich verspreche dir dafür den größten Theil meines Vermögens. — Sollte aber dieser wider Vermuthen sich dessen weigern, so macht dem zweiten Sohn den Antrag, und will auch dieser nicht, so versprechet dem dritten die ganze Erbschaft, und gewiß — Euer Antrag wird angenommen werden. — Die drei Söhne wurden gerufen und ihnen nacheinander der obige Antrag gemacht; aber, o weh! alle drei verwarfen ihn. Jeder gab zur Antwort, der Vater dürfe an so etwas gar nicht denken, und sie gingen ohne Mitleid zur Thür hinaus. „Ach! seufzte der Kranke, ich habe es mir zuvor gedacht, daß Niemand, und selbst keines meiner Kinder, sich zu einer solchen Pein herbeilasse.“ — Ernst redete nun der Priester zu dem Kranken: „Ich begreife Euch wahrlich nicht. Ihr wollet von Eurem ungerechten Gute nichts zurückgeben und ersetzen, sondern lieber Euch der Gefahr aussetzen, ewig im Feuer der Hölle gemartert zu werden, damit ja Euer ganzes Vermögen ungeschmälert in die Hände Eurer Kinder übergehe, — und diese wollen nicht einmal eine Viertelstunde für Euch leiden und die Qual des irdischen Feuers aushalten. Welche Thorheit!“ — Der Kranke begriff jetzt, was der Priester mit dem Rathe des angeblichen Heilmittels gewollt hatte, und sprach: „Ihr habt Recht, Ihr habt mir jetzt die Augen geöffnet. — Man hole den Notar, um mein Testament aufzusetzen; ich will Alles ersetzen. Höret unterdessen, ich bitte Euch, meine Beicht an.“ — Und der Kranke beichtete reumüthig, und nach dem Rathe und Auftrage des Beichtvaters suchte er nun, so gut er konnte, seine Ungerechtigkeiten gut zu machen, ohne mehr ängstlich zu fragen, was bei bedeutend geschmälerter Erbschaft aus seinen Kindern werden würde. — Ach, wie manche Eltern bringen auch jetzt noch viele ungerechte Kreuzer in ihren Besitz, und denken nicht an Wiedererstattung! aus unvernünftiger Liebe zu ihren Kindern. Sie bedenken nicht, daß sie, wie jener Knecht im Evangelium (Matth. 18.) zur Peinigung übergeben werden, bis die ganze Schuld getilgt ist. Und wer

wird diese tilgen? Etwa die Kinder? Diese wissen selten, wie viel und wenn sie für die Eltern Ersatz leisten sollten, und wenn sie es wissen, so wollen sie nicht für die Eltern ein Opfer bringen. Ja gerade jene Kinder, die von ihren Eltern großes Vermögen erben, sind oft die undankbarsten, und beten für die Seelenruhe der Eltern kaum ein paar andächtige Vaterunser. Je größer die Erbschaft, desto unzufriedener und undankbarer sind die Erben, und je schwerer die Gabe wiegt, desto leichter verfliegt das Andenken an die Geber; denn wo der Schatz ist, dort ist auch das Herz. Nicht reiche, sondern gute Kinder denken oft an ihre Eltern und beten viel für sie. — Aber auch den Kindern ist mit einem Erbtheil, das mit ungerechtem Gute untermengt ist, nicht geholfen; denn „unrecht Gut thut nicht gut," und der heilige Vinzenz sagt: (Serm. dom. 21. p. Pent.) „Wenn du dir tausend Gulden durch gerechte Mittel erwirbst, und auch nur ein einziger ungerechter Gulden unter denselben sich findet, so wird dieser ungerechte Gulden die andern gerechten verderben, wie ein fauler Apfel die andern frischen ansteckt und verdirbt." Wie oft trifft dieß bei reichen Erbschaften ein, und wie oft erfüllt sich der Spruch: „Wie gewonnen so zerronnen!" — Und wenn auch der ungerechte Mammon in irgend einer Familie länger Hausfreund zu bleiben scheint, so hat er selten Eintracht, Zufriedenheit und stilles häusliches Glück in seinem Geleite, und nach Sitte falscher Freunde ist er auf einmal fort und verschwunden. — Also Eltern! nehmt Vernunft an, erstattet selbst — in eigener Person noch und in gesunden Tagen Alles, was ungerecht in eure Hände gekommen; der ungerechte Mammon würde euch gewiß in ewiges und eure Kinder wenigstens in zeitliches Verderben stürzen; denn er ist ein falscher Hausfreund! —

---

23. Die Genugthuung durch Widerrufung der Verläumdung.

Eine sehr häufige Sünde ist die Verläumdung, und doch — wie selten ihre Gutmachung! Wie wenige Büßer bemühen sich, für ihre Zungensünden genug zu thun, und die geraubte Ehre wieder zurückzustellen, obwohl Ehre und guter Name weit schätzbarer sind, als Geld und Gut. — In einem

Dorfe Oberösterreichs lebte eine fromme Näherin, die sich und ein fünfjähriges Töchterlein ihres verstorbenen Bruders mit Handarbeit kümmerlich, doch ehrlich fortbrachte. Auf einmal bekam sie aber keine Arbeit mehr; Tage und Wochen vergingen, ohne daß Jemand etwas bei ihr nähen ließ. Die tiefbetrübte Näherin konnte sich nicht erklären, warum sie jetzt so in Mißkredit gekommen und ihr Niemand mehr eine Arbeit anvertraue. Sie ging in dieses und jenes Haus, und bat um Arbeit; allein überall sah sie unfreundliche Gesichter; man hörte sie kaum an, gab ihr kurze, ausweichende Antworten, und nicht selten konnte sie bemerken, wie die Leute erschracken, wenn sie über die Schwelle trat. Die Arme wußte sich weder zu rathen noch zu helfen; Nächte lang weinte sie an Einem fort und klagte ihrem Gott ihr schweres Herzensleid. Bald hatte sie all ihre Sparpfennige verbraucht, kein Stäubchen Mehl und kein Stücklein Brot fand sie mehr in ihrem Kasten vor, und sie und ihre kleine Base mußten vielen Hunger leiden. Wie schnitt es ihr in's Herz, wenn das gute Kind mit nassen Aeuglein und magern Händchen nur um ein gar kleines Stücklein Brot bat, und sie konnte ihm keines reichen! Endlich von Hunger und Noth getrieben, ergriff sie den Bettelstab; sie wankte, das arme Kind an der Hand, von Thür zu Thüre und flehte das Mitleid der Mitmenschen an; aber sie fand wenig Mitleid. Gab man ihr, so geschah es mit unwilligem Gesichte und manchen bittern Worten, und wollte sie oder die kleine Base den Gebern dankbar die Hand küssen, so zogen diese ihre Hand so eilig zurück, als fürchteten sie den Biß einer Schlange. Ach wie bitter schmerzte dieses Benehmen die arme Dulderin! Eines Tages erfuhr sie endlich die Ursache ihres Mißkredits und der ihr so reichlich zu Theil gewordenen Verachtung. Eine schadenfrohe und wegen ihrer bissigen Zunge berüchtigte Person sagte ihr nämlich unverholen in's Gesicht, alle Welt wisse, an welchem gefährlichen Uebel sie leide; sie thäte daher sehr wohl, wenn sie auch — gleich den Aussätzigen im Evangelium — sich von dem Umgange mit Menschen hübsch entfernt halten würde. Auf weitere Nachfrage erhielt die arme Näherin zur Antwort, sie werde wohl selbst am besten wissen, worin das Uebel bestehe; die Leute nennen sonst das Uebel den Krebs, — und ihr neuer Name, der ihr, — nämlich der Näherin — ganz gut passe, sei „die

Krebsin." Ach, du lieber Gott! wie erschrack über diese Eröffnung die unschuldig Verleumdete; jetzt war ihr Alles klar, aus Furcht vor Ansteckung gab man ihr also keine Arbeit mehr, und scheute jede Berührung von ihr! — Sie wollte sich vertheidigen; aber die schadenfrohe Person lachte ihr ungläubig ins Gesicht, und die Arme schwieg und duldete. — Da kam das Jahr 1847, in welchem nach Ostern der vom Papste Pius IX. nach der Besteigung des heiligen Stuhles verliehene allgemeine Jubelablaß verkündet wurde. Alles bereitete sich zur Gewinnung dieses Ablasses vor, und die Beichtstühle waren stark umlagert. An einem der Ablaßsonntage verließ die arme Näherin, nachdem sie in einem abgelegenen Winkel der Kirche ihre Andacht verrichtet und unter bittern Thränen dem Herrn ihre Noth und ihr Elend vertrauensvoll geklagt hatte, das Gotteshaus und wollte sich auf einem Seitenwege in ihr armes Kämmerlein heimschleichen, als sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung den Gemeindevorstand auf sich zukommen sah. Freundlich nahm er sie bei der Hand und sprach: „Arme Näherin! wie Unrecht hat dir die ganze Gemeinde gethan, da man dich allgemein die „Krebsin" nannte und aus Mangel an Arbeit in Noth und Elend gerathen ließ. Komm mit uns und lies selbst, was dort angeschlagen steht." — Erstaunt folgte sie ihm und sah, wie eine Menge Leute auf dem Kirchplatze vor der schwarzen Tafel stunden, auf der sonst die gerichtlichen Anzeigen zu lesen waren. Bei ihrer Annäherung machte man ihr schnell Platz, aber mit freundlichen und mitleidigen Mienen, und ein paar Mal hörte sie den Ausruf: „Ach, die arme Näherin! O die abscheuliche Verleumdung!" — Sie zitterte am ganzen Leibe, als sie einen offenen Brief an die Tafel angepickt sah, — folgenden Inhalts: „Ich Endesgefertigte erkläre hiermit vor der ganzen Gemeinde, daß ich aus abscheulichem Brotneide die arme Näherin verleumdet und die Lüge verbreitet habe, daß sie an einem geheimen, ansteckenden Uebel leide. Ich widerrufe diese meine Aussage, und bitte die Gemeinde demüthigst um Verzeihung.

Anna Geißl, Näherinn."

Diese Anna Geißl war eine, erst vor ein paar Jahren aus der Fremde in's Dorf eingewanderte Person, und hatte, um mehr Arbeit zu bekommen, die jetzt eingestandene Schlechtigkeit begangen. — Das Erste, was die Arme nach Lesung

dieses Widerrufes sprach, waren die Worte: „Gott sei's gedankt!“ — Sie wollte den Brief herabnehmen; allein der Gemeindevorstand verwehrte es ihr mit den Worten: „Nein! der Brief soll bis zu Ende der Ablaßzeit dableiben, damit ihn Alle und zwar öfters lesen können. Dieser Brief ist für viele ein Spiegel.“ — Die Näherin eilte nun — das erste Mal wieder nach so langer Leidenszeit — mit freudigem Herzen nach Hause; da sprang ihr ihr Ziehkind entgegen, und überreichte ihr ein kleines aber schweres Packet. „Liebstes Bäschen! sprach sie, weine jetzt nicht mehr; ich bin nun nicht mehr hungrig. Eine Weibsperson kam während der Kirchzeit daher und klopfte an das Fensterlein, sie hatte stark rothe Augen, als hätte sie viel geweint, und ersuchte mich recht freundlich, zu öffnen. Dann gab sie mir ein großmächtiges Stück Brod; ich sollte davon nur mich satt essen und dir dieses schwere Ding da, — ich glaube es sind gar Steine drinnen, — übergeben. — Aber Bäschen! ich habe nicht alles Brot gegessen, sondern auch für dich genug aufgespart.“ — Mit leicht verzeihlicher Neugierde öffnete die Näherin das Packetchen, und fand darin Silbergeld mit einem beiliegenden Schreiben von der obengenannten Anna Geißl, worin diese inständigst wegen des widerfahrenen Unrechtes um Verzeihung bat, und ihr die anruhenden 50 fl. — die Ersparung mehrerer Jahre, wie im Briefe stand, als Schadenersatz angeboten wurden. — Sogleich eilte die gute Person zu ihrer Verleumderin, um sie ihrer vollen Verzeihung zu versichern, und ihr das Geld wieder zurückzustellen; allein es hieß, als sie zum Hause, wo Anna Geißl zu Miethe wohnte, kam, dieselbe sei bereits mit Sack und Pack abgereist, ohne zu sagen wohin, und habe auf immer Abschied genommen. — Sie wandte sich also um Rath an den theilnehmenden Gemeindevorsteher der ihr sagte, sie dürfe und solle das Geld für den großen Schaden und die bittere Kränkung, die sie so lange erlitten, ohne weiteres annehmen und behalten. — Bei ihrer Nachhausekunft fand sie eine Menge Lebensmittel und Kleidungsstücke vor; die ihr aus verschiedenen Häusern zugeschickt wurden, und von nun an fehlte es ihr auch nie mehr an Arbeit. — Der Widerruf blieb wirklich bis zum Ende der Ablaßzeit an der schwarzen Tafel kleben, und ward für Viele, wie der Gemeinde-Vorstand gesagt hatte, ein Spiegel mit der Umschrift: „Gehe hin, und thue deßgleichen.“ —

24. Die aufrichtige Buße für eine schreckliche Sünde, oder: Die verdorrte Hand. —

Den Bischof Paulinus bat einst ein armer Mann um ein Almosen. Der Bischof bemerkte, daß der Arme eine verdorrte Hand habe; er fragte ihn daher, woher dieß komme? Der gefragte Bettler schaute sich zuvor behutsam um, ob ihn Niemand belausche, und legte dann folgendes Geständniß ab: „Ihr seid der einzige Vertraute, dem ich mein schreckliches Geheimniß zu eröffnen wage. Ich bin der Sohn einer Wittwe. Schon in meiner frühen Jugend war ich ungehorsam gegen die gute Mutter, und verschwendete später ihr Vermögen durch ein wüstes, liederliches Leben. Als sie mir aber ihren letzten Nothpfennig, den sie, wie ich wußte, in irgend einem geheimen Orte des Hauses versteckt hatte, nicht mehr geben wollte, gerieth ich mit ihr in einen Streit, und vom teuflischen Zorne ergriffen, erschlug ich sie mit dieser meiner jetzt verdorrten Hand. Dieß geschah in der Nacht vor dem Grünendonnerstage, wo ich zur Osterkommunion gehen wollte. — Und wirklich, nachdem ich die Leiche meiner Mutter heimlich verscharrt hatte, und alle Spuren des verübten Mordes verwischte, wagte ich es zum Tische des Herrn hinzuzutreten. Aber siehe da — kaum hatte ich die heilige Hostie auf diese meine hohle Hand in Empfang genommen, so erstarrte diese Hand und fing an, unter furchtbaren Schmerzen zu verdorren. Ich schrie laut auf, und die um mich waren sahen mich mit Entsetzen an. Ich flüchtete mich aus meiner Heimath aus Scham und Furcht vor den Bekannten, und trage nun immer fort diese verdorrte Hand als wohlverdiente Strafe mit mir herum; aber wie gerne wollte ich letztere dulden, wenn ich nicht für meine himmelschreiende Sünde auch noch die Strafen der Hölle zu fürchten hätte!" Die letzten Worte sprach er im Tone der Verzweiflung aus. Da sprach der Bischof: „Bereust du deine Sünde aufrichtig?" „Ja wohl, antwortete der Bettler kleinmüthig; aber was hilft mir meine Reue?" — „So wirke Buße, entgegnete Paulinus, und es wird dir vergeben werden." — Mit einem Blicke aufstrahlender Freude sagte der Arme: „Ja gerne; aber was soll ich thun?" „Gehe hin, war die Antwort, und stelle dich jeden Sonn- und Festtag barfuß und mit entblößtem Haupte vor die Kirchthüre, — sieben Jahre hindurch, — zeige da

den Kirchengängern deine dürre Hand, gestehe ihnen die Ursache deiner Strafen, und flehe sie um ihre Fürbitte an.“ — Und der Mann ging hin und unterzog sich willig dieser schweren öffentlichen Buße. Die Gläubigen waren durch diesen Anblick und durch das reumüthige Bekenntniß des Armen innigst gerührt, und als drei Jahre der Bußzeit verflossen waren, baten sie den Bischof, er möchte dem so eifrigen und zerknirschten Büßer die noch übrigen 4 Jahre schenken. Der Bischof willfahrte gerne ihrer Bitte, führte ihn in die Kirche, und nachdem er ihm die feierliche Lossprechung ertheilt hatte, so reichte er ihm auch die heilige Kommunion. Und siehe da — kaum hatte er den Leib des Herrn in glühender Andacht empfangen, so ergoß sich wieder Wärme und Leben und Kraft in seine Hand, und sie ward wieder gesund. —

Von der letzten Oelung.

1. Verschiebe die heil. letzte Oelung nicht.

Der heil. Bernhard erzählt uns im Leben des heiligen Malachias, Erzbischofs von Armagh in Irland, folgende merkwürdige Geschichte: „Eine Frau zu Bangor, dem Tode nahe, ließ den heil. Malachias rufen. Er kam, tröstete sie mit heilsamen Zusprüchen und Ermahnungen, und wollte ihr die heil. letzte Oelung ertheilen. Allein die Umstehenden stellten ihm vor, daß, da die Gefahr nicht so groß erscheine, es besser sein dürfte, die Ertheilung dieses heil. Sakramentes bis auf den folgenden Tag zu verschieben; die Kranke würde hoffentlich bis dahin sich noch würdiger darauf vorbereiten. Der heil. Bischof folgte, obwohl ungern, ihrem Rathe, und nachdem er die Kranke gesegnet, begab er sich in ein anderes Zimmer, um daselbst für die Leidende zu beten. Allein gegen Abend gerieth plötzlich das ganze Haus in Verwirrung, und man hörte nur Seufzen und Wehklagen; die Dienerschaft gab nämlich durch lautes Weinen zu erkennen, daß sie ihre gute Frau verloren habe. Der heil. Mann eilte sogleich in das Zimmer derselben, und fand sie wirklich todt. Mit gegen Himmel erhobenen Händen klagte er sich nun wehmüthig

an, daß sie durch seine Schuld und unvernünftige Nachgiebigkeit ohne die heil. Oelung dahingestorben. Bitterlich weinend warf er sich auf die Knie nieder, und ermahnte die Anwesenden, mit ihm sich im inbrünstigen Gebete zu vereinigen, daß durch die Hilfe von oben seine Versäumniß möchte wieder gut gemacht werden. Die ganze Nacht wurde nun gemeinschaftlich gebetet, geseufzet und geweint. Und siehe da, — bei Tagesanbruch gab die Todte wieder Lebenszeichen von sich, öffnete die Augen, und erkannte den Bischof. Die Anwesenden geriethen in Staunen, und ihr Schmerz verwandelte sich in plötzliche Freude. Ohne Verzug ertheilte ihr der heil. Malachias nun die letzte Oelung. Die Kranke aber erhielt wieder ihre Gesundheit, und brachte ihre übrigen Lebenstage in strenger Buße zu, bis sie den Tod der Gerechtigkeit gestorben.

(S. Bern. in vit. S. Malachias. c. 2.)

---

2. Die heil. Wegzehrung und die letzte Oelung, oder: Der letzte Wunsch auf Erden.

Als der eben erwähnte heil. Bischof Malachias im Jahre 1148 in wichtigen Angelegenheiten eine Reise nach Rom unternahm, so kehrte er in dem Cisterzienserkloster Clareval in Burgund ein, wo sein innigster Freund, der heil. Bernhard, der uns dessen Leben beschrieben, Abt war. Hier erkrankte er an einem Fieber. Man wandte Alles an, um seine Genesung zu befördern. Allein der heil. Malachias sagte: „Meine Kinder, ihr bemüht euch vergeblich, mir das Leben noch länger zu erhalten. Ich will zwar die Arzneien, die ihr mir in eurer liebevollen Sorgfalt darreicht, gebrauchen; aber sie werden nichts fruchten. Ich bat täglich den Herrn, mich in eurem Kloster und am Allerseelentag sterben zu lassen. Ich lege meine Seele in Gottes Vaterhände, der jene, die auf ihn hoffen, nicht zu Schanden werden läßt, und erwarte nach meinem Tode eine große Hilfe von dem Gebete, das die Lebenden am Allerseelentage für die Verstorbenen zu verrichten pflegen.“ Doch nach einigen Tagen erholte er sich so sehr, daß er am Feste aller Heiligen in den Chor ging. Als ihn die Ordensbrüder in ihrer Mitte erblickten, so weinten sie vor Freude, und konnten nur unter Thränen die Psalmen

singen; sein Auge aber blieb trocken, und sein Herz harrte mit Sehnsucht auf den Uebergang in die himmlischen Freuden. Nach dem Gottesdienste ergriff ihn das Fieber wieder mit erneuerter Heftigkeit. Auf sein Zimmer zurückgekehrt, ließ er alle Ordensmänner zu sich rufen, und sprach freundlich: „Meine Geliebten! mir geht jetzt zur letzten Reise nichts mehr ab, als die heil. Wegzehrung und die letzte Oelung. Diese sind mein letzter Wunsch auf Erden.“ — Als man nun Anstalt machte, ihm diesen seinen letzten Wunsch zu erfüllen, und die heil. Sterbsakramente feierlich auf sein Zimmer zu bringen, so wollte er dieses nicht, sondern schleppte sich selbst in die Kirche hinab, und empfing sie mit der erbaulichsten Andacht. Gegen Abend verschlimmerte sich sein Zustand, und da er fühlte, wie sein Sterbestündlein bald schlagen werde, so sprach er zu den herumknieenden Brüdern noch folgende Abschiedsworte: „Freuet euch ob meiner Auflösung und betet für mich, wenn sie vorüber ist. Auch ich werde für euch bei Gott beten. Ich habe an Gott geglaubt, und habe Gott geliebt, und auch euch habe ich geliebt; die Liebe aber stirbt ewig nicht.“ — Nach Mitternacht entschlief er sanft am 2. November 1148. (Idem. ibid.)

---

3. Die lebenslängliche Vorbereitung zum würdigen Empfange der letzten Oelung, oder: Die täglichen Sterbgedanken.

Nachahmung verdient, was P. Wolfgang Grafenegg, ein Ordensmann von erhabener Tugend, jeden Abend zu thun pflegte bevor er sich zur Ruhe legte. Er dachte sich nämlich, er liege auf dem Sterbebette, nahm ein Crucifix in die Hand, und hielt solches zuerst auf die Stirne, um seine innern Sinne zu reinigen, wobei er sprach: „Durch sein heil. Kreuz und seine mildeste Barmherzigkeit verzeihe mir Gott die Sünden, die ich durch Gedächtniß, Verstand, Willen und Einbildung begangen habe!“ Hierauf berührte er mit dem Crucifix die übrigen Sinne, und sprach bei jedem Sinne das Gebet, das demselben entspricht und jenem ähnlich ist, das bei der letzten Oelung von dem Priester verrichtet wird: „Durch dieses heil. Kreuz und seine mildeste Barmherzigkeit

verzeihe mir Gott die Sünden, die ich durch Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl begangen habe."

(Silberts Hausb. S. 516.)

---

4. Achtmaliger Empfang der heil. Oelung.

Die gottselige Maria Bagnesi kam zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Florenz zur Welt. Von Kindheit an entwickelte sie eine ungemeine Frömmigkeit, und noch sehr jung faßte sie schon den Entschluß, sich ganz Gott zu weihen. Der frühe Verlust ihrer geliebten Mutter zwang sie, obwohl es ihre Kräfte kaum noch erlaubten, die Leitung des Hauswesens zu übernehmen; allein sie führte diese mit einer Klugheit, die weit über ihr Alter ging. Sie verstand die Zeit so weise einzutheilen, daß ihr die häuslichen Geschäfte immer so viel übrig ließen, um ihren frommen Uebungen und dem Gebete zu obliegen. Eben war sie im Begriffe, in den Ordensstand zu treten, und wollte von dem Vater sich die Erlaubniß dazu erbitten, als ihr dieser erst ankündigte, sie hätte sich zur Verehelichung mit einem jungen Manne bereit zu halten, den er ihr ausersehen hätte. Darüber erschrack die gute Maria so sehr, daß sie, obgleich sie sich bisher der besten Gesundheit erfreut hatte, an allen Gliedern plötzlich von einem furchtbaren Zittern ergriffen wurde. Auf einmal schienen alle Krankheiten sie zur Beute ausersehen zu haben, und 45 Jahre lang hatte sie mit brennenden Fieberqualen, Nervenschmerzen, Gichtübeln und empfindlichen Martern an allen Theilen ihres Körpers zu kämpfen. Während dieser vielen Leidensjahre hatte sie achtmal die heil. Oelung empfangen. Nachdem sie den Leidenskelch, den ihr ihr himmlischer Bräutigam dargereicht, bis auf den letzten Tropfen geleert und durch Wort und Beispiel unter ihren Mitmenschen unzählig viel Gutes gestiftet hatte, starb sie unter dem Vorlesen der Leidensgeschichte Jesu sanft und selig am 28. Mai 1577, um, wie sie eine Braut des leidenden Jesu gewesen war, nun eine Braut des verklärten Heilandes zu werden.

(Schmid's histor. Katechismus.)

Von der Priesterweihe.

1. Die wunderbare Flasche.

Der heil. Franziskus zitterte oft am ganzen Leibe vor heiliger Furcht, wenn er bedachte, welche englische Reinheit dazu gehöre, die heil. Verrichtungen eines Priesters vorzunehmen, besonders aber das hochheilige Meßopfer zu feiern. Obschon zum Priester geweiht — weigerte er sich dennoch, die heil. Messe zu lesen; und da man ernstlich in ihn drang, doch einmal dem Herrn das heil. Opfer darzubringen, ging er stillschweigend seines Weges; und indem er darüber nachdachte, empfahl er sich Gott. Da erschien ihm ein Engel mit einer sehr glänzenden Flasche, voll von einer Flüssigkeit, die noch heller und glänzender war. Dieser sprach zu ihm: „Franziskus! so klar wie diese Flüssigkeit ist, so hell und rein soll die Seele eines Priesters sein!" Und der Glanz der Flüssigkeit wurde so groß, daß es dem heil. Franziskus, wenn er einen Vergleich zwischen jener Flüssigkeit und seiner Seele anstellte, schien, als habe er nicht die hinreichende Befähigung, eine Messe zu celebriren, und er dürfe es nicht wagen, je diesem Amte vorzustehen.

2. Der Priester, wie er sein soll.

Einer der Lasterhaftesten, der zur Zeit der französischen Revolution mit den gröbsten Verbrechen sich besudelt und mehr als einmal im Blute der Priester sich gebadet hatte, fiel in eine Krankheit. Er hatte geschworen, daß nie ein Priester einen Fuß in sein Haus setzen sollte, oder, wenn er es wagte, von selbst hineinzugehen, daß er nie mehr hinauskommen würde. Die Krankheit wurde indeß ernster. Ein Priester erfährt dieß, sowie auch die feindlichen Gesinnungen des Kranken. Thut nichts; der gute Hirt weiß, daß er sein Leben für seine Schafe hingeben muß. Ohne Bedenken opfert er sich; er besucht den Kranken. Bei seinem Anblicke geräth dieser in Wuth; er sammelt alle seine Kräfte und schreit mit fürchterlicher Stimme: Was! ein Priester bei mir! Man gebe mir meine Waffe! — „Mein Bruder!" fragt ihn

der Priester, „was willst du damit thun? Ich halte dir noch mächtigere, meine Liebe und meine Standhaftigkeit entgegen.“ Man gab ihm seine Waffen nicht. Da streckt er aus seinem Bette einen starken Arm, droht damit dem Priester und sagt: „Wisse! dieser Arm erwürgte zwölf Deinesgleichen.“ — „Du irrest dich, mein Bruder!“ entgegnete ihm sanft der Priester, „es ist einer weniger; der zwölfte ist nicht gestorben, dieser zwölfte bin ich. Erkenne,“ fügte er seine Brust öffnend hinzu, „die Narben von deinen Streichen! Gott erhielt mir das Leben, um dich zu retten.“ Mit diesen Worten wirft er sich dem Kranken um den Hals, umarmt ihn zärtlich und erleichtert ihm das Sterben. Haben tausend Priester nicht dasselbe gethan, so hat eben nur Einer die Gelegenheit dazu gefunden. Das ist der Priester!

---

3. Des Priesters opfernde Liebe.

So oft man im Franziskanerkloster zu Jerusalem hört, daß die Pest in der Stadt ausgebrochen ist, so verläßt ein Pater, gestärkt durch die heil. Sakramente, das Kloster. Er eilt, den Gläubigen in geistiger, allen andern Personen aber, von welcher Religion sie sein mögen, in leiblicher Hinsicht beizustehen, ohne die übrigen Brüder durch Wiedervereinigung mit ihnen in Gefahr der Ansteckung zu setzen. Täglich läutet dann dieser Bruder zu einer bestimmten Stunde eine vor dem Kloster angebrachte Glocke, um den Bewohnern desselben dadurch anzudeuten, daß die schreckliche Plage ihn noch verschont habe. Erklingt die Glocke nicht, so ist dieß ein Zeichen, daß er gestorben ist; dann bereitet sich sogleich ein anderer vor, aus Christenliebe als Pestpriester sein Leben zu endigen.

Von der Ehe.

(Siehe das vierte Gebot Gottes.)

Fünftes Hauptstück.

Von der christlichen Gerechtigkeit.

Beispiele von verschiedenen Sünden.

1. Der Stufengang zum Verbrechen.

Das Laster fängt immer bei der läßlichen Sünde an. Man gewöhnt sich an kleine Lügen, und bald gibt man falsche Zeugnisse und erlaubt sich grobe Verläumdungen. Man gewöhnt sich an, eine Nadel, eine Feder, einen Heller zu nehmen, und endlich nimmt man Summen. Jener berüchtigte Räuber Cartouche fing damit an, daß er Federn in der Schule stahl, und endigte auf dem Schaffote. — Ein Bösewicht, welcher mehrere Mordthaten beging, fiel endlich in die Arme der Gerechtigkeit und wurde zum Tode verurtheilt. Da er sich bereits auf der Richtstätte befand, sagte er noch Folgendes: „Ich würde gewiß nie so weit gekommen sein, einen Menschen zu ermorden, wenn ich es mir nicht in meiner Kindheit angewöhnt hätte, die armen Thiere zu quälen. Durch diese Thierquälerei wurde mein Herz so verhärtet, daß ich zuletzt kein Bedenken mehr trug, auch Menschen umzubringen. Meine Mutter hätte dieses nicht leiden, sondern mich darüber bestrafen und mir bei Zeiten diesen Fehler abgewöhnen sollen.“

---

2. Die geringen Sünden und die schweren Strafen.

Die heil. Schrift zeigt es uns in mehreren Beispielen, wie sehr Gott selbst auch die läßlichen Sünden strafe. Die Bethsamiten wurden mit dem Tode bestraft, weil sie sich auf die Bundeslade einen neugierigen Blick erlaubt haben; ein Israelit wurde auf Befehl des Herrn gesteinigt, weil er an einem Sabbat ein wenig Holz gesammelt hatte; die Schwester des Moses wurde mit einem schmählichen Aussatze bedeckt und aus dem israelitischen Lager verbannt, zur Strafe für eine eifersüchtige Empfindung, für ein Murren wider den heiligen Gesetzgeber; Moses selbst wurde eines bloßen Mißtrauens wegen verurtheilt, das dem Volke Gottes verheißene

Land nur aus der Ferne zu sehen. David wurde wegen einer Regung zur Eitelkeit mit einer Pest bestraft, die ihm 70,000 seiner Unterthanen raubte. — Diese und noch tausend andere plötzliche und furchtbare Züchtigungen sind die Denkmale der göttlichen Strafgerechtigkeit über eine Sünde, die uns etwas so Geringes scheint!

3. Des Sünders Elend und Heilung.

Ein Bauer in Italien war sehr geschickt, Vipern, d. h. giftige Schlangen, zu fangen, die er dann dem Apotheker der nächsten Stadt zur Bereitung des Theriaks, eines Arzneimittels, verkaufte. Eines Tages war er besonders glücklich in seinem Fange; er hatte 150 dieses giftigen Gewürmes in seinem Gefäße beisammen, und da er sehr müde war und spät nach Hause kam, stellte er das Gefäß, wohl zugedeckt, in seine Schlafkammer, aß wenig und legte sich bald zu Bette, ohne jedoch die Schlangen vorher getödtet zu haben. Das giftige Gewürm drückte indessen durch sein unruhiges Gewühl den Deckel des Gefäßes in die Höhe, schlüpfte unvermerkt heraus und kroch der Bettwärme zu. Die Sonne stand schon hoch, als der Vipernfänger erwachte, aber welche Todesschauer durchrieselten ihn! Das giftige Gewürm hatte sich, der Wärme nachgehend, ihm um Arme und Füße, ja selbst um den Leib und den Hals geschlungen. Nur die geringste Bewegung, die eines der Thiere drückte und reizte, und er ist des sichern Todes durch giftigen Schlangenbiß! Welch schrecklicher Zustand! — — Sieh! o christliche Seele! in diesem Unglücklichen das Bild des Sünders, der jeden Augenblick sterben kann, und so der ewigen Verdammniß hingegeben ist! — Doch lernen wir auch von ihm, dieser schrecklichen Gefahr uns zu entziehen. Sobald der Bauer die große Gefahr sah, in der er schwebte, blieb er ganz ruhig liegen, bis der Sohn des Hauses seiner Schlafkammer sich näherte, da rief er leise: „Tritt nicht herein, eile und fülle einen Kessel mit lauwarmer Milch, setze ihn in die Mitte der Kammer und entferne dich schnell; eile, o eile, wenn du deinen Vater vom Tode noch retten willst!" Der Kessel war bald mit Milch gefüllt und stand in der Kammer. Die Nattern, welche die Milch gern saufen, rochen dieselbe und

allmählig ringelte sich ein giftiger Wurm nach dem andern los. Bald fühlte er seine Arme und Füße frei; jetzt ward auch seine Brust entledigt, und endlich fühlte er auch das würgende Schnurren am Halse verschwinden. Aber immer noch wagte er es nicht, sich zu rühren, bis er endlich, langsam die Bettdecke aufhebend, keinen der giftigen Würmer mehr im Bette erblickte. Jetzt erst athmete er zum ersten Male aus tiefer Brust frei auf, schlich dann leise herbei, und als er alle Nattern im Kessel Milch schlürfen sah, deckte er ihn schnell und fest zu und tödtete dann eine nach der andern, indem er sie mit einer langen Zange vorsichtig herausholte und schnell ihr den Kopf abschnitt. Jetzt erst warf er sich auf die Knie und dankte unter heißen Freudenthränen dem Herrn für dieß neu geschenkte Leben; die getödteten Nattern sendete er wohl dießmal zu dem Apotheker in die Stadt, gab sich aber nie mehr mit der gefährlichen Jagd ab. — O lernen wir von ihm, uns von den Nattern der Sünde durch Reue und Buße im Beichtgerichte losmachen, durch Meidung der nächsten Gelegenheit ihnen den Kopf abschneiden und unser gefährliches Treiben aufgeben!

4. Immer und immer der alte Sünder.

Ein reicher Kaufmann Siciliens hatte sich mit einer leichtfertigen Weibsperson in ein schlechtes Verhältniß eingelassen, und sie — zum Aergerniß der ganzen Nachbarschaft — sogar in sein Haus aufgenommen. Oefters wurde er von seinem Seelsorger gewarnt und ermahnt, aber immer vergebens, bis er in eine schwere Krankheit verfiel und auf vieles Zureden des Beichtvaters, endlich die verrufene Person aus dem Hause wies. Allein kaum genesen — nahm er sie wieder zu sich und das Lasterleben hatte seinen alten Gang. Ja, die Sünde hatte ihn so umstrickt, daß er sich von seiner Lastergefährtin auch nicht auf kurze Zeit trennen konnte und sie selbst auf seine Handlungsreisen mitnahm. Eines Tages aber, als sie sich beide auf einem Schiffe befanden, brach ein Sturm los; das Fahrzeug wurde an Klippen getrieben und scheiterte. Indessen hatte der Kaufmann mit seiner, sich an ihn klammernden Sünderin das Glück, ein großes Brett zu erhaschen, worauf beide längere Zeit, aber in steter Todes-

gefahr, herumschwammen. Nun erweckten sie Reue und Leid und versprachen hoch und theuer, strenge Buße wirken zu wollen, wenn sie nur dieses Mal mit dem Leben davon kämen. — Sie wurden gerettet; stiegen ans Land und trennten sich auch wirklich. Allein wenige Tage reichten hin, sie auch die überstandene Gefahr und alle gemachten Vorsätze vergessen zu lassen; sie suchten sich wieder auf und lebten, wie zuvor. Nach einiger Zeit warf den vermessentlichen Sünder eine zweite Krankheit aufs Schmerzenlager. Eine namenlose Bangigkeit ergriff ihn, als ihn die Aerzte nicht undeutlich merken ließen, daß sie an seinem Aufkommen verzweifeln. Jetzt schickte er eilends nach einem Priester, und gab zugleich den gemessensten Befehl, die freche Dirne ohne Zaudern und Nachsicht aus seinem Hause zu jagen und ihr nie und nimmermehr den Zutritt zu erlauben. Der Beichtvater und alle Hausgenossen freuten sich über diesen entschiedenen Beweis einer gewiß ernsten Bekehrung. Einige Tage schwebte er zwischen Leben und Tod; endlich schien eine glückliche Krisis eingetreten und die Aerzte gaben ihm wieder Hoffnung zur Genesung. Kaum hatte er die Freudenbotschaft vernommen, so wurde der Beichtvater verabschiedet und — seine unentbehrliche Freundin wieder ins Haus geladen. Voll Betrübniß bat er sie wegen der Verstoßung um gnädige Verzeihung und bot ihr freundlichst die Hand; doch siehe — der alte Sünder erblaßt plötzlich, seine Augen verglasen sich, er sinkt zurück und ist in wenigen Minuten eine Leiche.

---

5. Das eingewurzelte Vorurtheil.

Ein protestantischer Maler aus Frankfurt a. M. hatte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Rom begeben, um sich in seiner Kunst noch weiter auszubilden. Bei seinem Umgange mit gebildeten Katholiken hatte er auch von der katholischen Religion bessere Ansichten bekommen und es entschlüpfte ihm einst die Aeußerung, daß er lieber Katholik als Protestant wäre. Hierauf entgegnete ihm schnell einer seiner katholischen Kunstgenossen: „Was Sie noch nicht sind, dieß können Sie ja noch werden. Man wird Ihnen mit Freuden Unterricht ertheilen und Ihrem Uebertritte den freundlichsten Vorschub leisten.“ — „Ach nein! war die Antwort; die

Religion, in der ich geboren und erzogen wurde, verlasse ich nimmermehr. Dieß wäre Characterschwäche und Undank gegen meine Eltern und ich würde meine Ehre brandmarken."

Sein Kunstgenosse, etwas überrascht von dieser Hartnäckigkeit und verschrobenen Ansicht von Ehre, sagte nach einigem Nachdenken: — „Antworten Sie mir frei und offen auf ein paar Fragen. Wem muß der Mann von Ehre folgen — seiner Ueberzeugung oder einem von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile?" „Sie vorurtheilen, wie sich von selbst versteht," erwiederte der Protestant. „Nun, fuhr sein Freund fort, Sie haben viele Ansichten, die Sie früher von unserer Religion hegten, als irrig erkannt, und es hat sich bei Ihnen bereits die Ueberzeugung ausgebildet, daß es besser sei, Katholik als Protestant zu sein. Sollen Sie nun in Sachen der Religion ihrer gewonnenen Ueberzeugung, oder den heimathlichen Vorurtheilen folgen?" —

Der protestantische Künstler fand es nicht für gut, hierauf zu antworten und blieb stumm. „Sonderbar! setzte der Andere fort; auf eine so bestimmte Frage gibt es nur eine Antwort und Sie verweigern mir diese. — Wenn der Grundsatz, daß man nur seiner Ueberzeugung folgen müsse, falsch wäre, so hätte bei Ausbreitung des Christenthums sich Niemand zu demselben bekehren dürfen, sondern die Juden hätten Juden und die Heiden — Heiden bleiben sollen; denn in dieser Religion waren sie geboren und erzogen worden. — Doch sagen Sie mir, waren in Ihrer Heimath immer, seit allen Jahrhunderten Protestanten?"— „Aber wie können Sie so fragen?! Sie wissen eben so gut, wie ich, daß der Protestantismus erst seit dem sechzehnten Jahrhunderte seinen Ursprung herleite." „Was waren alle Ihre Ahnen vor dem sechzehnten Jahrhunderte — Juden oder —?" — „Natürlich Katholiken." — „Wie wurden aber Ihre spätern Ahnen Protestanten?" — „Sie erkannten, daß die neue Religion die bessere sei und traten zu ihr über." — „Also sie folgten ihrer damaligen Ueberzeugung und änderten ihre Religion, und doch werden Sie Ihre Ahnen deßhalb nicht für unehrlich und schlecht ansehen lassen." — „Gott bewahre!" — „Wie nun? — wenn auch Sie Ihrer jetzigen Ueberzeugung folgen und Ihre Religion ändern, so folgen Sie dem Beispiele Ihrer Ahnen, nur in einer bessern Richtung und zu einem bessern Ziele. Und würde dieß wohl Ihre Ehre brandmarken?"

Doch der Protestant gab keine Antwort mehr und vermied von dieser Stunde an auffallend alle Gespräche über Religion. Er sah seine, wenn auch als irrig und mangelhaft erkannte Religion für ein theures Familienerbstück an, das man nicht gegen auch etwas Besseres vertauschen dürfe.

---

6. Hoffart, oder: Der Einsiedler und der Räuber.

Wilhelm, Bischof von Lyon, erzählet, daß einst ein Klostervorstand zu einem Einsiedler gerufen wurde, um ihm die heil. Sterbsakramente zu ertheilen. Als Begleiter nahm der Abt einen Klosterbruder mit, der die Schweigsamkeit selbst war. — Auf dem Wege durch den Wald gesellte sich ihnen ein Räuber und begleitete sie bis zur Einsiedelei des Kranken. Dort blieb der Räuber demüthig vor der Thüre stehen, als sei er nicht würdig, die Wohnung eines so heiligen Mannes zu betreten. — Sobald der Kranke versehen war, blickte der Räuber zu dem Einsiedler hinein, und rief wehmüthig aus: „O wäre ich doch auch so, wie du bist!“ Der Einsiedler konnte ein selbstgefälliges Lächeln nicht verbergen und antwortete: „Ja dieß dürfte dir als großem Sünder freilich recht sein, wenn du mir gleich wärest.“ Auf diese Worte des Einsiedlers stieß der Klosterbruder einen tiefen Seufzer aus und begann bitterlich zu weinen. — Abt und Bruder traten nun den Rückweg an. Ueber eine Weile sahen sie den Räuber in größter Eile nachlaufen, indem er rief: „Heiliger Mann! ich will auch beichten! Ach erbarmen Sie sich eines armen Sünders! Ich will Buße thun, ich will wahre Buße thun.“ — Der Abt aber, der hinter dieser Rede eine List vermuthete, verdoppelte seine Schritte, um dem Räuber zu entkommen. Allein auch der Räuber beflügelte seinen Lauf, beständig rufend: „Ach Erbarmen für mich armen Sünder! Ach Erbarmen!“ — Plötzlich aber stürzte der Räuber und stieß so gewaltig mit dem Kopfe an ein Felsenstück, daß er todt liegen blieb. — Auf diesen Todtfall fing der schweigsame Klosterbruder voll der Freude zu lachen an. — Nun konnte der Abt nicht länger seine Wunderung bergen und fragte den Bruder, warum er denn beim frommen Einsiedler geweint, jetzt aber beim Todfalle des Räubers gelacht habe. — Da öffnete der schweigsame Bruder seinen Mund und sprach: „Als ich den

Einsiedler so selbstgefällig sagen hörte, daß der Räuber wohl Ursache hätte, zu wünschen, daß er auch so fromm wäre, wie er, da weinte ich darüber, daß ein so heiliger Mann sich durch seine Selbstgefälligkeit das Verdienst seiner guten Werke schmälere; bei dem Todfalle des Räubers freute ich mich aber, weil sein demüthiges Benehmen bei dem Einsiedler und seine wehmüthige Bitte um die Anhörung seiner Beicht mich mit Grund vermuthen lassen, daß Jesus auch ihn, wie den rechten Schächer, heute ins Paradies aufgenommen habe." (Specul. Exempl. 745.) Der heilige Augustin sagt: „Mitten unter guten Werken ist die Hoffart zu fürchten, die an und für sich lobenswerthe Handlungen eben durch die Begierde nach Lob verdienstlos macht." (S. August. ep. 56.)

---

7. Hoffart, oder: Der bestrafte Hochmuth.

Der jüdische König Herodes Agrippa erschien bei einem Volksfeste zu Cäsarea in einem prachtvollen, mit Silber durchwirkten Kleide und hielt eine Anrede. — Da erhoben seine Schmeichler ihre Stimme und riefen: „Nicht ein Mensch, nein! ein Gott redet zu uns." Diese Schmeichelei gefiel dem eitlen Könige ungemein und er nahm die Vergötterung seiner Person mit Wohlgefallen auf. — Allein da schlug der Engel des Herrn den Stolzen und er wurde plötzlich von heftigen Leibesschmerzen ergriffen. Eine unzählige Menge Würmer bildete sich in seinen Eingeweiden und zehrte ihn, der sich ein unsterblicher Gott zu sein dünkte, bei lebendigem Leibe auf. „Weh mir! rief er aus; der ich euch ein Gott schien, muß nun sterben! Eine göttliche Kraft, der ich unterliege, macht eure lügenhaften Worte zu Schanden."

(Euseb. hist. eccl. lib. 2. c. 9.)

---

8. Hoffart, oder: Die erkannte Selbsttäuschung.

Als Alexander der Große, der sich lange einen Sohn des Jupiters nennen ließ, von einem Pfeile schwer verwundet wurde, rief er aus: „Alle nennen mich einen Sohn des Jupiters und heißen mich einen Unsterblichen; diese Wunde

aber und das hervorfließende Blut predigen mir laut, daß auch ich ein sterblicher Mensch sei." (Curtius. 1. 4,)

---

9. Hoffart macht grausam, oder: Die unnatürliche Mutter.

Die hoffärtige Kaiserin Irene konnte es ihrem Sohne, dem Kaiser Constantin, nicht verzeihen, daß er sie von der Regierung entfernt hatte. Falsch wie eine Schlange wußte sie dem schwachen Sohne so lange zu schmeicheln, bis er sie wieder an den Reichsgeschäften Antheil nehmen ließ. Nun zettelte sie heimlich gegen ihn eine Verschwörung an, die plötzlich ausbrach. Man ergriff den armen Kaiser, stach ihm auf der Stelle die Augen aus, und dieß auf eine so grausame Art, daß er bald darauf starb. — Nun konnte die unnatürliche Mutter allein herrschen, bis sie selbst durch eine Verschwörung vom Throne gestoßen wurde und in der Verbannung starb. (Ber. Berc. K. G. B. 8.)

---

10. Hoffart oder: Die nutzlose Anstrengung.

Viele Einsiedler der Wüste ernährten sich mit Korbmachen. Gewöhnlich flocht einer des Tages einen Korb. Ein junger Einsiedler aber arbeitete den ganzen, langen Tag mit solcher Austrengung, daß er zwei Körbe zu Stande brachte. Beide fertigen Körbe stellte er vor die Thüre seiner Zelle. Der heil. Pachanius war vorbeigegangen, hatte die Körbe stehen sehen und sprach in der Abendversammlnng der Brüder: „Dieser Bruder hat von Morgens frühe bis zum späten Abende weniger als nichts gethan. Denn da er mit seiner Arbeit nur sein eigenes Lob suchte, so hat er bloß im Taglohne des Teufels gearbeitet, und diesem allen seinen Schweiß geopfert. O meine liebsten Brüder, seid doch vom Herzen demüthig! Demuth ist der Grund aller wahren Frömmigkeit und aller Tugend." — (Münch's Lesebuch. S. 135.)

---

11. Die geistliche Hoffart.

Als einmal Abt Serapion sich mit sämmtlichen Vätern und Brüdern zu Tische gesetzt hatte, trat ein fremder Bruder, den er zu Gast gebeten hatte, herein und rief: „Ich bin der größte aller Sünder! Ich bin nicht würdig, mit euch zu Tische sitzen; Ich bin der Luft nicht werth, die ich einathme." Und mit diesen Worten setzte er sich in die Mitte des Saales auf den Boden. — „Aufrichtige Demuth," sprach Abt Serapion, „ist allerdings sehr schön und lobenswerth; geh' aber für jetzt nur auf deine Zelle, und unterlaß in Zukunft dergleichen sonderheitliche Dinge!" — Da verfinsterte sich das Angesicht des Bruders, und er bemühte sich vergebens, seinen Zorn und Unwillen zu verbergen. — „O mein Sohn!" sprach Serapion, „wo ist jetzt deine Demuth? So ist denn die Eitelkeit in dem verderbten Herzen der Menschen so tief gewurzelt, daß sie sogar in der Demuth eitles Lob suchen!"— Wie gefährlich sind doch Stolz und Eitelkeit! Andere Laster kriechen nur auf der Erde; diese aber schleichen, wie einst die Schlange in das Paradies, sich sogar in den Himmel unserer guten Werke und suchen sie zu vergiften.

(Blumen der Wüste.)

---

12. Folgen und Strafen der Geisteshoffart.

Justinus, ein Franziskanermönch, Gefährte des sel. Johannes Capistran, war durch Gebet, Betrachtung, Abtödtung, Reinigkeit und andere gottselige Uebungen zu einer solchen Fülle außerordentlicher Gnaden gelangt, daß er als ein Meister des beschaulichen Lebens, als Muster christlicher Vollkommenheit und als ein hochbegnadigter, heiliger Mann weit und breit verehrt wurde. Selbst der heil. Vater der Christenheit, Pabst Eugen IV., hatte so viel Rühmliches von diesem Manne gehört, daß er voll des Verlangens, denselben persönlich kennen zu lernen, ihn zu sich rief, bei seiner Ankunft vor ihm aufstand, ihn umarmte und neben sich setzen ließ. — Als nun Justinus zu Johannes Capistran wieder zurückkehrte, betrachtete ihn dieser mit wehmuthsvollem Blicke. „O Bruder Justinus!" sprach er, „als ein Engel bist du fortgegangen, als ein Teufel bist du gekommen!" — Der Erfolg

bestätigte vollkommen die Wahrheit dieser hart scheinenden Rede. Von Tag zu Tag schien Justinus an Hoffart zu wachsen, bei jeder kleinsten Veranlassung murrte er laut, daß man ihn nicht mit gebührender Ehrfurcht behandle, ja! er vergaß sich am Ende so weit, daß er einem seiner Mitbrüder, der ihm, wie er meinte, verächtlich begegnete, ein Messer in die Brust stieß. Nach dieser Mordthat entfloh er, irrte hin und her, beging eine Menge von Schandthaten, ward endlich zu Neapel in einen Kerker geworfen und starb, in Unglauben und Bosheit verhärtet, eines schmählichen Todes. — Wer von Gott größerer Gnaden gewürdiget wird, der erhebe sich nicht, sondern wirke in Demuth, in Furcht und Zittern sein Heil. „Laß die Hoffart niemals in deinem Sinn oder in deinen Worten herrschen, denn alles Verderben hat in derselben seinen Anfang genommen." (Tobias 4. 14.)

(Aehrenlese.)

---

13. Wem der Hoffärtige gleiche, oder: Die Kornähren.

Vergleiche oft die Schönheit der Demuth mit der Abscheulichkeit der Hoffart, und du wirst nicht hoffärtig sein! — Augustin war ein Knabe von hellem Verstande und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelernt wurde, das faßte er richtig und schnell, und er übertraf an Kenntnisse alle seine Mitschüler. Der Lehrer hatte deßwegen große Freuden an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerkt, daß der Knabe täglich zunahm an Trotz und eitler Einbildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolze hinweg, und sein Mund war immer von Prahlerei und hochmüthiger Worte. Da jammerte der Lehrer des aufgeblüthen Knaben, und er dachte in seinem Sinne: „Was nützt ihn doch sein Vielwissen — ohne die Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung!" Er führte also den Knaben eines Tages hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte das Ackers herangereift waren, und hie und da banden die Schnitter schon Garben. Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde. — Da sprach der Lehrer:

„Mein guter Augustin! Du siehst hier mancherlei Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel empor, die andern aber neigen es tief zu der Erde hernieder; sag' einmal, welche von beiden ziehest du vor? — „Die ersten," antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen, „denn es geziemt dem Hohen vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug." — „So scheint es," versetzte der Lehrer, „aber du weißt wohl, der Schein betrügt uns gewöhnlich. Komm nur einmal, und sieh!" Der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach: „Ach, ich habe mich geirrt, denn taub ist jegliche Aehre, die da emporsteht, und ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer von Segen und voll Körner sind alle, die sich herniederneigen zur Erde." — Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sag mir, mein Lieber! wolltest du denn dem tauben, leeren Halm wieder gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?" — Der Knabe schwieg und schlug seine Augen beschämt nieder; denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fing von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer und alle Menschen liebten ihn nur um so mehr; denn er nahm jetzt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage. (Schwäbl's Parabeln S. 27.)

14. Der Geiz, oder: Die Lieblingsunterhaltung.

Durch unermüdliche Sparsamkeit war es einem Bauunternehmer, Namens D. in Frankreich, gelungen, sich ein Vermögen von anderthalb Millionen zu erwerben. Aus Besorgniß, dasselbe wieder zu verlieren, zog er alle ausständigen Summen ein. Er miethete eine kleine Wohnung im vierten Stocke eines Vorstadthauses, ließ die Fenster mit Eisengittern, die Kamine mit Fallthüren versehen und seine Eingangthüre im Innern mit einer Zoll dicken Eisenplatte belegen. Hier lebte er mit seiner gleichgesinnten Frau mehrere Jahre, wie ein Gefangener, ging nie aus, ließ sich durch eine Person, der er wöchentlich eine kleine Entschädigung zahlte, die nothwendigsten Lebensmittel zutragen, bedurfte keines Lichtes und erneuerte seine Kleider nie. — Ein harter Schlag sollte ihn treffen; denn seine Gattin starb, ohne daß

man einen Arzt rief. Dieses Ereigniß, anstatt ihn zu belehren, bestärkte ihn vielmehr in seiner bisherigen Gewohnheit. Er verdoppelte die Eisengitter und litt oft Mangel an den nothwendigsten Nahrungsmitteln. Nur einmal wöchentlich brachte man ihm einige Brode und andere Gegenstände vor die Thüre, man klopfte an selbe, und er nahm seinen Vorrath in Empfang. — Eines Tages blieb das Klopfen der Zuträgerin unbeantwortet. Sie ließ einen Polizei-Kommissär rufen und in seiner Gegenwart wurde durch einen Schlosser die Thüre erbrochen. Im Innern fand man den Leichnam des armen D. auf dem Boden ausgestreckt in beginnender Verwesung. Er war auf allen Seiten von mit Gold und Silber angefüllten großen Geldsäcken umgeben. Sein einziges Vergnügen bestand darin, vom Morgen bis zum Abend auf dem Fußboden sitzend sein Geld zu zählen, es zu sortiren und sich an seinem Anblicke zu erfreuen. Ein Schlagfluß hatte bei dieser Lieblingsunterhaltung seinem Dasein ein Ende gemacht. (Hohenauer S. 60.)

15. Ende eines Geizigen.

Ein alter, wohlhabender Mann wurde vom Geize so beherrscht, daß er ernstlich der Meinung war, er werde noch mit Noth und Mängel kämpfen müssen. Als er nun schwach und krank wurde und wahrnahm, daß er nicht mehr lange leben könne, wollte er sein Hab und Gut, von dem er selbst nichts Gutes genossen hatte, auch Andern nicht gönnen, vernichtete deßhalb alle seine Sachen, zerschnitt seine Kleider und Wäsche in kleine Stücke, schmolz alles Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei nebst allem Gelde zusammen, und warf es in einen Abgrund, so daß es Niemand finden konnte. Darauf nahm er weder Speise noch Trank und starb Hungers am 29. Dezember 1739. — So weit kann es mit der Leidenschaft, wenn sie nicht gezügelt wird, kommen, daß sie gegen sich selbst grausam wüthet! (Aehrenlese.)

16. Eine schreckliche Folge des Geizes, oder: Verbrechen aus Habsucht.

Ja! selbst schon zu Mord und Todschlag hat nicht selten der Geiz verleitet. — In N. ereignete sich, wie es Nachrichten verbürgen, ein schrecklicher Vorfall. Bei dem Gastwirthe dieses Dorfes kehrte ein Viehhändler ein, welcher demselben eine Summe Geldes geliehen hatte, und eben vom Markte kam und Baarschaft bei sich trug. Die Habgier, diese Mutter so vieler schauderhafter Verbrechen, führte den Gastwirth auf den schrecklichen Gedanken, sich durch einen Mord von seinem Schuldner zu befreien, und dessen Baarschaft zu gewinnen. Derselbe wies seinem Gaste ein Zimmer im obern Stockwerk des Hauses an. Indessen hatte sich der Viehhändler lange im Gastzimmer mit andern Gästen verweilt, und war der Letzte, welcher es verließ; er begab sich jedoch nicht sogleich in das ihm angewiesene Zimmer, sondern war, ohne Wissen des Wirthes, im Dunkel der Nacht in den Hofraum gegangen. Dieser, welcher keine Zeit verlieren will, stürzt mit einer Hacke in das dem Gläubiger angewiesene Gemach, greift in das Bett, tastet auf das Haupt eines Menschen — und spaltet es rasch. Indessen kommt der Viehhändler die Treppe herauf. Der Gastwirth erkennt ihn im Dunkeln an der Stimme und Gang, greift ihn an, ringt mit ihm; dieser aber, ein rüstiger Mann, entwindet dem Mörder die Hacke, sein Geschrei zieht Leute herbei, man kömmt mit Licht, — und — Schreckensthat! der Sohn des Wirthes liegt, vom Vater erschlagen, im Bette des geretteten Gastes. Etwas betrunken, hatte er sein Gemach verfehlt und sein Bett verwechselt. — Welche entsetzliche Folgen eines verbrecherischen Vorsatzes, und wie tief sinken die Menschen, die ihre Seele dem Teufel der Habsucht verschreiben! Welches Gefühl mußte der Vater, obgleich tief gefallen, empfinden, als er seine Gräuel beleuchtet und aufgedeckt, und statt des vermeintlich getödteten Gastes den erschlagenen Sohn erblickte!

(Jugendbibliothek 23. Bd. S. 276.)

17. Eine schreckliche Folge des Geizes, oder: Die Mordthat zu Pultava.

Eine ähnliche Schreckensgeschichte erzählt uns J. E. Veith in einer seiner so werthvollen Schriften (Worte der Feinde Christi S. 27—29.), deren Wahrheit auch von Balingheim verbürgt wird. — An einem Frühlingsabende des Jahres 1618 trat ein junger polnischer Kriegsmann in eine Wirthsstube zu Pultava. Er schien sehr fröhlicher Laune und von Herzen vergnügt zu sein, auch wohl ein lustiges Vorhaben ausführen zu wollen; denn er sah den Wirth und die Wirthin mit überaus freundlichen Blicken an und benahm sich ganz heimisch und vertraulich; setzte auch einen gewichtigen Beutel voll Geld auf den Tisch, den Wirth ersuchend, er möchte ihm selbes bis zum nächsten Morgen verwahren. Und nachdem er unter mancherlei Scherzen und seltsamen Anspielungen sein Abendessen eingenommen, begab er sich endlich in das kleine Gemach, das man ihm zurecht gemacht hatte. Inzwischen hatte der Wirth schon lange mit Lüsternheit den Geldsack beäugelt und die Judasfrage: „Was wirst du mir geben? Gold, Silber? oder wohl gar nur Kupfer!" ließ ihn nicht ruhen, bis er den Sack eröffnete, und dieser nun, mit den strahlenden Blicken des Goldes, so drinnen aufgehäuft war, ihm die Antwort gab: „Alles dieß werde ich dir geben, sofern der Eigenthümer nichts einzuwenden hat." Auf den Vorwitz alsobald die Begierde, und auf die Begierde die Grausamkeit. „Siehe!" sprach der Wirth zu seinem Weibe, „welch ein Glück uns da entgegen kommt! Wie gänzlich könnte uns da mit Einem Male aufgeholfen werden!" Die Gelegenheit war lockend, der ruchlose Entschluß war bald gefaßt, und was der Mann nicht wagte, dessen unterfing sich das Weib. Mit kaltem Blute trat sie, mit einem scharfen Messer bewaffnet, zu dem Lager hin, auf welchem der junge Mann in tiefem Schlummer lag. — Wohlan denn, du wackerer Kriegsmann! dein Stündlein ist gekommen. Nirgends dürftest du eine größere Sicherheit erwarten, als hier, in diesem, deinem Herzen so freundlichen Hause, nirgends, als gerade hier, soll der Tod dich erreichen. Wie viele Waffen von Eisen und Stahl waren schon oft gegen dich gezückt, ohne dir zu schaden! Du hast aber goldene Waffen in's Haus gebracht — zu deinem Verderben. Nicht ohne Blut sollst du es wieder ver-

lieren! Schon hat das Messer seinen Dienst gethan; eilfertig wird im Hofe eine Grube gegraben, und der Unglückliche hineingescharrt. Die finstere Nacht hat über die grause That ihre Fittige ausgebreitet. Aber kaum hat die Morgendämmerung begonnen, als schon hastig an der Pforte gepocht wird. Zögernd und zitternd öffnet die Wirthin; fröhlich, fast jubelnd eilt ihre Tochter herein. „Wo ist der Bruder!" ist ihr erstes Wort. Die Eltern verwundern sich und begreifen nicht, was sie meine; sie aber beharret immer dringend auf ihrer Frage. „Ihr scherzt wohl nur," sagt sie: „habe ich ihn doch sicherlich gestern Nachmittag angetroffen, und nachdem er sich nach euch erkundiget hat, an dem Muttermal am rechten Arme ihn erkannt. Weil ich aber, wie ihr wisset, im Dorfe zu thun hatte, so konnte ich nicht gleich mit ihm kommen; und darum habe ich in der Nacht mich aufgemacht, um recht bald wieder hier zu sein!" — „Was redest du da?" schrien die Eltern. „Wie ist das glaublich? ist er nicht vor langen Jahren schon in der Schlacht geblieben?" „Nein, nein!" rief die Tochter, „das war eine falsche Nachricht; er lebt, er ist's gewiß, habt ihr ihn denn nicht erkannt!" Sie beschrieb seine Gestalt, seine Kleidung, seine Rüstung. „Er hat sich," setzte sie hinzu, „so herzlich gefreut, sein erspartes Geld euch mitzubringen, und wollte erst sich den Scherz machen, zu sehen, ob ihr ihn noch kennen werdet. Wo ist er denn? schläft er noch?" — Er schlief freilich. Bleich und starr vor Entsetzen standen die Mörder ihres Sohnes da. Dann warfen sie sich zur Erde, rauften sich die Haare aus, und erfüllten das Haus mit ihrem Klagegeheul. Der Vater ging endlich hinaus und erwürgte sich; die Mutter mordete sich mit demselben Messer, das sie gegen ihren Sohn gezückt hatte. — Welche gräßliche Schlachtopfer auf dem Hochaltare der Habsucht!

---

18. Der Geizhals auf dem Sterbebette.

Cäsarius erzählt von einem reichen Kaufmanne, der sein ganzes Leben hindurch sich einzig mit Handelschaft, Gelderwerb und Geldzählen beschäftigt hatte. Das Geld war sein Gott. Plötzlich ward er von einer schweren Krankheit heimgesucht; man wollte ihm die Priester der Kirche rufen,

auf daß er sich mit Gott aussöhnen und die heil. Sakramente empfangen möchte. Wie er jedoch im Leben seines Gottes und seines Seelenheiles ganz und gar vergessen hatte, so wollte er auch auf dem Todbette nichts von seiner Bekehrung wissen. Seine Krankheit wurde immer gefährlicher, und bereits ging es an's Sterben. Nun holte man schleunig einen Priester herbei. Dieser kam sogleich und bot alle seine Kräfte, alle seine Beredtsamkeit auf, den sterbenden Geizhals auf die große Gefahr, in der sein Leben und seine Seele schwebe, nachdrücklichst aufmerksam zu machen. Unter der ernstesten Anmahnung zur Buße hielt er ihm das Bildniß des Gekreuzigten vor Augen; — und wirklich schien der Sterbende mit aller Aufmerksamkeit und mit vielen Zeichen tiefer Rührung das Bild des Gekreuzigten zu betrachten. Aber ach! diese Aufmerksamkeit und scheinbare Rührung galt nicht dem Gekreuzigten, sondern dem Silber, aus welchem das Crucifix gefertigt war; denn er unterbrach plötzlich den Priester mit der unerwarteten Frage: „Hochwürden! was mag wohl dieses silberne Crucifix werth sein?" Alsbald griff er in die letzten Züge, ohne an Gott und die Ewigkeit zu denken, und starb, einzig beklagend und beweinend, daß er alle seine reichen Schätze zurücklassen müsse. Der Geizhals hat weder im Leben noch im Sterben eine Zeit, an Gott und sein Seelenheil zu denken. Eine furchtbare, aber nur zu oft schon bewährte Wahrheit.

---

19. Heilung vom Geize.

In strenger Enthaltsamkeit lebte zur Zeit des heil. Abtes Makarius in der Stadt Alexandria eine reiche Jungfrau, welche bei allen ihren sonstigen guten Eigenschaften so sehr vom Geize beherrscht wurde, daß sie sich nicht überwinden konnte, auch nur einen Heller zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Dieß Alles war dem heil. Makarius wohl bekannt; und da ihm an dem Heile dieser Seele viel gelegen war, so wollte er einen Versuch machen, ob er sie nicht durch List von ihrer Kargheit heilen könnte. — Er besuchte sie deßhalb eines Tages und sagte: „Ich hätte Gelegenheit, eine Anzahl Edelsteine, Smaragde und Hyacinthen von unschätzbarem Werthe um die geringe Summe von 500 Gulden zu

bekommen. Willst du diesen Handel eingehen, so will ich dir den Eigenthümer derselben anzeigen und dich zum Voraus versichern, daß ein einziger von diesen Edelsteinen schon mehr werth ist, als 500 Gulden." — Die habsüchtige Jungfrau wurde durch dieses günstige Anerbieten so entzückt, daß sie dem Heiligen vor Freude zu Füßen fiel, und ihn bat und beschwor, doch Niemand Anderm, als ihr zu diesem Glücke zu verhelfen; denn dadurch würde sie zugleich in Stand gesetzt, eine junge Base auf längst gewünschte Weise auszusteuern. Makarius erwiederte: „Recht gern erfülle ich deinen Wunsch; wenn du aber die Edelsteine vorher sehen willst, so komm mit mir in mein Haus!" — Sie antwortete: „Ich bin von deiner Rechtschaffenheit vollkommen versichert und mag mit dem Manne, der die Edelsteine verkauft, nicht persönlich handeln; darum nimm hier 500 Gulden, und kaufe nur die Steine!" — Makarius nahm das Geld und verwendete es auf die Armen-Anstalt, die unter seiner Leitung stand. — Indeß ging ein Tag um den andern hin; die Jungfrau sah mit Sehnsucht den Edelsteinen entgegen, welche Makarius bringen sollte; aber er kam nicht. Gerne hätte sie ihn daran erinnert; aber sie scheute sich davor aus Achtung gegen seine Heiligkeit. — Endlich wurde ihr die Zeit gar zu lange; und da sie eines Tages den Heiligen in der Kirche erblickte, faßte sie den Entschluß ihn zu fragen. „Wie steht es, ehrwürdiger Vater! mit den Edelsteinen?" — Er antwortete: „Noch an demselben Tage, da du mir das Geld gabst, habe ich sie angekauft, und hoffte von Tag zu Tag, daß du kommen würdest, um sie zu sehen. Ist es dir gefällig, so kannst du sogleich nach dem Gottesdienste mit mir nach Hause gehen, wo sie aufbewahrt sind. Indeß kann ich dich versichern, daß, woferne sie dir nicht gefallen, du noch immer thun kannst, was du willst." — Mit der freudigsten Erwartung begleitete sie ihn nach Hause. Er führte sie zuerst in den obern Saal, wo die kranken und krüppelhaften Weiber verpflegt wurden, und sagte, indem er die Thüre öffnete: „Siehe da die Hyacinthen! Und unten, wo die kranken und armen Männer sind, findest du die Smaragde. Ich glaube, kostbarere kannst du nirgends in der Welt antreffen; doch, wie gesagt, wenn sie dir nicht gefallen, so sollst du deine 500 Gulden wieder haben." — Da schämte sich die Jungfrau und sagte: „O wie schmerzt es mich, daß ich durch

List zu dem habe gebracht werden müssen, was ich aus Liebe zu Gott von selbst hätte thun sollen! Nimm indessen meinen herzlichen Dank für die edle und liebevolle Bemühung, durch welche du mich zur Erkenntniß und Erfüllung meiner Christenpflicht anzuleiten suchtest, und glaube mir, daß ich vor Gott den ernstlichen Entschluß gefaßt und ihm gelobt habe, mein Herz fernerhin nicht mehr an die irdischen Güter zu hängen, sondern einen wohlthätigeren Gebrauch von denselben zu machen, als bisher!" (Aehrenlese.)

---

20. Der gebesserte Geizhals.

Im Jahre 1787 erhielt ein Faßbinder zu Addington in England, der zugleich eine Bierschenke hielt, 2800 Pfund Sterling als Vermächtniß eines seiner Verwandten aus Ostindien. In solchen Fällen pflegen viele Leute sogleich ihre Lebensart zu ändern, und den unerwarteten Reichthum auf Befriedigung ihrer Lüste zu verwenden. Nicht so der Faßbinder. Das Erste, was er that, war, daß er in seinen Schuldbüchern alle Posten tilgte, die er bei armen Leuten für erhaltenes Bier zu fordern hatte. Hierauf versprach er Allen, die ihm Gutes gethan hatten, einen Antheil an *seinem* Gute. Als er eben einen alten Schuhflicker sah, der alle Abende eine Kanne Bier bei ihm zu trinken pflegte, sagte er zu ihm: „Heute trinkst du umsonst; und morgen will ich dir so viel Leder schicken, daß es nicht Alles in deiner Werkstatt soll liegen können." Einem Bürger, dem sein Haus abgebrannt war, ließ er es wieder aufbauen; und einem verarmten Kaufmanne lieh er eine ansehnliche Summe, um wieder einen Handel anfangen zu können. Auf diese Weise hatte er bereits mehr als die Hälfte seines Erbes weggegeben oder versprochen. Ein harter, eigennütziger Mann, der das Geld über Alles liebte, machte ihm darüber Vorwürfe und sagte zu ihm: „Bist du nicht ein Thor, daß du dein schönes Geld so weggibst? Was für ein reicher Mann hättest du nicht werden können, wenn du dein schönes Kapital recht zusammengehalten und durch Zinsen vergrößert hättest!" — „Ei, wie weise du doch bist!" antwortete der rechtschaffene Faßbinder. „Lebt man nur darum in der Welt, um ein reicher Mann zu werden? Ich bekam mehr, als ich brauchte,

und darum habe ich Jenen gegeben, die weniger hatten, als sie brauchten; und so, denke ich, sollten es alle reichen Leute machen. Wenn die Leute, denen ich geholfen habe, jetzt glücklich sind, so bin ich mehr als ein reicher Mann; und wenn ich fortfahre zu arbeiten, so habe ich immer noch zu viel.“ Diese unerwartete Antwort fiel dem Geizigen aufs Herz. Er ging in sich und lernte einsehen, daß Jeder, der mehr hat, als er bedarf, verbunden ist, von seinem Ueberflusse Armen Gutes zu thun. Und so ward der redliche Faßbinder nicht nur der Wohlthäter vieler Nothleidenden, sondern besserte auch einen Geizigen, der bis dahin das Geld mehr als seinen Nebenmenschen geliebt hatte.

(A. Müllers Ehrenhalle der Menschheit.)

21. Wie Gott den Geiz straft, oder: Kaiser Mauritius.

Der griechische Kaiser Mauritius war, wie es in der Geschichte des griechischen Kaiserreiches oftmals erzählt wird, von der Stelle eines Kriegsobersten zu der Würde des Kaisers emporgestiegen, und zwar erwählt von den Soldaten. Als er einige Jahre auf dem Kaiserthrone gesessen hatte, schöpfte er den ungeziemenden Verdacht, daß einige Abtheilungen von Soldaten, die in einer entfernten Stadt waren, von ihm abfallen und einen andern Kaiser wählen wollten. — Obgleich dieser Verdacht ungegründet war, so beschloß Mauritius doch, diese verdächtige Heeresabtheilung zu verderben, damit er nicht selbst von ihnen entthront werden möchte. Um dieses gottlose Vorhaben auszuführen, begann er mit dem König der Avaren, einem Räubervolke, einen Krieg; zum Haupttreffen bestimmte er nun die ihm verdächtigen Abtheilungen des Heeres, wobei er zugleich den Befehl gab, diese Heeresabtheilung, sobald sie mit dem Feinde handgemein geworden, sogleich zu verlassen, damit sie auf diese Weise ganz aufgerieben würde. Welch gottlose Absicht! — Der Befehl wurde wirklich auch vollzogen, wie er gegeben war; allein der König der Avaren wollte die auf solche Weise in seine Gewalt gerathenen Soldaten nicht ums Leben bringen, sondern führte sie in Gefangenschaft fort. Als es hierauf wieder Friede ward, und der Unterhalt der vielen

Gefangenen dem König der Avaren zu schwer fiel, so machte er dem Kaiser Mauritius den Antrag, ob er nicht seine gefangenen Soldaten wieder loskaufen wolle, für den Mann verlange er nur Einen Denar (einen Groschen). Weil nun dieses Loskaufen mit den Absichten des Kaisers Mauritius nicht übereinkam, und auch seinem Geize das Geld zu lieb war, so schlug er die Forderung des Avarenkönigs ab, und kaufte die Gefangenen nicht los. Der König der Avaren darüber erzürnt, daß Mauritius das wenige Lösegeld nicht zahlen wollte, ließ nun sämmtliche Gefangene ermorden, weil ihm die Ernährung und der Unterhalt derselben zu theuer war. Dies war nun von Seite des Kaisers Mauritius gewiß ein großes Verbrechen, denn es war eine Folge seines Geizes, den nun Gott an ihm strafte. — Was er nämlich von den Soldaten, welche in die Gewalt der Avaren gefallen waren, gefürchtet hatte, das thaten die übrigen Abtheilungen seines Kriegsheeres: sie setzten den Kaiser Mauritius ab, und wählten den Obersten Phokas zum Kaiser. Dieser nahm den abgesetzten Mauritius gefangen, und befahl ihn sammt Gemahlin und Kinder erst zu blenden und dann zu ermorden, und zwar sollten in seinem Beisein und vor seinen Augen seine fünf Söhne und drei Töchter ermordet werden. Als Mauritius diesen Beschluß des Kaisers Phokas vernahm und man seinem Begehren, — er wollte für seine Kinder gerne das Leben lassen, man möge nur dieser schonen — mit den Worten begegnete, daß er ja auch nichts für die Rettung der Soldaten habe thun mögen, die in die Gefangenschaft der Avaren gerathen waren, da rief er weinend aus: Herr, du bist gerecht und gerecht sind deine Gerichte! Mit einigen hundert Denaren hätte ich vieler Unschuldigen Leben retten können, und habe es nicht gethan; nun will ich für Einiger Leben Alles hingeben, was ich besitze, und es wird mir nicht gestattet! Herr, du bist gerecht, und auch deine Strafe ist gerecht. — So strafte also Gott an Mauritius die Sünde, daß er da nicht geholfen hat, wo er hätte helfen können, und er strafte ihn so, wie er Andern die Strafe auferlegt hatte. Der Geiz ist vor Gott eine schwere Sünde, weil er gegen den Nothleidenden geht, den zu lieben uns Gott so ernstlich befohlen hat, und der Geitz war auch die Sünde, wegen der Mauritius so hart ist von Gott gestraft worden; das Blut der aus Geiz umgekommenen Soldaten

schrie wie das Blut Abels um Rache, und sie kam auch diese Rache. — Wir Menschen im gewöhnlichen Leben können den Geiz auf eine so schreckliche Weise nicht pflegen, wie der Kaiser Mauritius, allein auch das schon, wozu uns der Geiz verleitet, ist höchst strafwürdig in den Augen Gottes. Hüten wir uns also, daß wir die Armen nicht ohne Hilfe entlassen; ihr Gebet zu Gott um Hilfe ist immer auch zugleich ein Gebet um Rache gegen die Reichen und Geizigen; und wem die Rache Gottes, wie dem Mauritius im Tode droht, der hat ein hartes Sterben.

---

22. Der Neid, oder: Der Neider und der Geizhals. —

Am Hofe eines Fürsten Sicilien's lebten zwei Soldaten, von denen der eine ein Neider, der andere ein Geizhals war. Beide waren wegen dieser ihrer Leidenschaft am ganzen Hofe berüchtigt. — Der Fürst wollte eines Tages sich und seinem Hofe eine Unterhaltung verschaffen, ließ beide Soldaten vor sich rufen, und indem er ihre Verdienste lobte, erklärte er vor seinem ganzen Hofstaate, er wolle sie beide heute nach Gebühr belohnen; sie könnten begehren, was sie nur wollten, — jede Bitte wollte er ihnen gewähren, doch so, daß derjenige, der zuerst bitte, seine Gabe nur einfach, der andere dieselbe Gabe aber doppelt bekommen sollte. — Beide schwiegen, keiner wollte zuerst bitten. Der Geizige dachte sich: „Wenn ich zuerst bitte, so werde ich verkürzt; denn der Andere bekommt dann das Doppelte von dem, was ich erhalte.“ Der Neider sprach zu sich selbst: „Niemals könnte ich es ertragen, daß dieser Geizhals besser beschenkt werden sollte, als ich. Lieber will ich gar nichts haben, als diesem da — durch meine eigene Schuld — zu einem doppelten Geschenke verhelfen.“ — Da nun der Fürst eine geraume Zeit, — aber vergebens auf Antwort gewartet, so entschied er endlich, daß der Neider zuerst seinen Wunsch sagen möchte. Dieß war schwer, sehr schwer! „Um was soll ich denn bitten, überlegte der Neider bei sich, daß der mir so verhaßte Geizhals nicht besser zukomme, als ich?! Bitte ich um ein Pferd, so bekommt er zwei Pferde! oder verlange ich ein Haus, so erhält er zwei Häuser! — Nein! dieß könnte ich nicht übers Herz bringen; lieber will ich um ein Uebel bitten, damit er dasselbe Uebel doppelt

erleiden muß.“ Er sprach daher laut: „Ich verlange, daß mir ein Auge, meinem Kameraden aber beide Augen ausgestochen werden.“ — Natürlich brach die ganze Versammlung in ein helles Gelächter aus, und obwohl dem Neider beide Augen blieben, so hatte er doch die ganze Bosheit seines Neides verrathen und mußte dafür bittern Spott dulden.

(S. Episc. Florent. p. 2. tit. 8.)

---

23. Der Neid macht grausam, oder: Der neidische Tyrann. —

Soliman, der Beherrscher der Türken, hatte vier Söhne. Als der älteste derselben von einem siegreichen Feldzuge gegen die Perser zurückkehrte, und die Byzantiner ihn mit allgemeinem Freudenjubel festlich empfingen, so ließ der, vom Neide ergriffene Vater denselben eiligst zu sich rufen und in seinem Gemache erdrosseln. Die Leiche wurde den Soldaten vorgeworfen und ein Herold mußte ausrufen: „Es soll nur Ein Gott im Himmel, und nur Ein Soliman auf Erden sein.“ — Der nächste Sohn wurde, weil er den Tod seines Bruders beweinte, nach zwei Tagen vergiftet. Nun floh der dritte Bruder zu den Persern, mußte aber ausgeliefert werden, und starb durch des Henkers Beil. (Baron. ann. 441.)

---

24. Der Neid macht grausam, oder: Der Maskenzug und Todtentanz. —

Im Fasching des Jahres 1643 feierte zu Paris ein vornehmer Jüngling seine Hochzeit mit einem Fräulein, um deren Hand sich Viele, aber vergebens beworben hatten. Der Neid dieser abgewiesenen Freier entflammte sie zu einer grausamen Rache. — Abends erschien im Hochzeitssaale ein zahlreicher Maskenzug. Jedermann glaubte natürlich, es sei dieß eine unerwartete Veranstaltung zur Verherrlichung der Feier. Man machte Platz, so viel es anging, um dem Zuge freie Bewegung zur Ausführung seiner Rollen zu verschaffen. Einige der Masken winkten dem Bräutigam in ein anderes Zimmer, und er folgte ihnen. — Ueber kurze Zeit trugen sie eine Bahre in den Saal; dieselbe war mit kostbar ver-

zierten, schwarzen Tüchern behangen, und wurde in der Mitte niedergestellt. Nun hielten die Masken einen feierlichen Todtentanz um die Bahre, nach dessen Vollendung sie sich langsam und ernst zur Thüre hinaus bewegten. — Alles war gespannt auf den Ausgang des Spieles; Jeder hoffte, die Masken würden wieder hereinkommen und das Spiel auf eine überraschende Weise beendigen. — Man wartete und wartete, aber keine Maske erschien mehr. — Man sah vor die Thüre hinaus, allein Alles war verschwunden. — Nun sprach einer der Gäste die Vermuthung aus, es dürfte wohl unter den Bahrtüchern ein reiches Hochzeitspräsent versteckt sein, dessen Spender unendeckt bleiben wollten. — Eiligst wurden die Bahrtücher hinweggenommen, und da lag — die Leiche des Bräutigams. — Er ward von seinen Neidern im nächsten Zimmer erdrosselt worden. (Lohn. Bibl. II. 47.)

25. Der beschämte Künstlerneid. —

Als der berühmte Maler und Bildhauer Michael Angelo von Florenz nach Rom kam, und er an Raphael von Urbino und andern Künstlern starken Neid gegen sich bemerkte, so verfertigte er heimlich einen Bacchus, wie er mit einem Satyr spielet, mit allem Aufwande seiner Kunst. Seinen, in der Basis eingegrabenen Namen verstrich er sorgfältig, brach der Statue einen Arm ab, schwärzte sie mit Ruß, und ließ so das ganze Kunstwerk in einem Weinberge vergraben, gerade da, wo er erfahren, in Bälde ein Haus sollte gebaut werden. Nach einem Jahre entdeckten wirklich jene, die den Grund gruben, die Statue. Man brachte sie als einen unschätzbaren Fund zum Papste; alle Künstler lobten die herrliche Arbeit und erhoben das Alterthum derselben. Nur Michael Angelo schien anderer Meinung, und fing an, an dem Kunstwerke dieses und jenes zu tadeln. Hierüber entstand ein hitziger Streit; Raphael behauptete fest, die Statue sei die Vollkommenheit selbst, und ihr Werth gar nicht zu bestimmen, wenn nur der Arm nicht fehlte. — Jetzt ließ Angelo den zurückbehaltenen Arm bringen, deckte an der Basis seinen Namen auf, und erklärte den Hergang. — Beschämt mußten nun seine Neider von Dannen gehen, da sie so in die Falle gegangen. (Lohn. Bibl. II. 48.)

Darum sagt auch die heilige Schrift, um uns vor dem Neide, der sich meistens selbst straft, zu warnen: „Ein gutes, wohlwollendes Herz ist die Gesundheit des Leibes; der Neid aber ist die Fäulniß in den Gebeinen.“ (Sprüchw. 14. 30.) — Neid und Zorn kürzern die Lebenstage ab und machen sie früh altern.“ (Eccl. 30. 26.)

26. Der Neidige quält sich selber, oder: Die neidische Bäurin.

Eine Bäurin besaß ein schönes Gut und viel Vieh, und doch beneidete sie immer Andere. Abends, wenn das Vieh von der Weide kam, stellte sie sich unter die Hausthüre, und ärgerte sich gewaltig, wenn sie eine schöne Kuh vorbeigehen sah, die ihrem Nachbar gehörte. Sah sie auf fremden Feldern guten Flachs, so rief sie voll des Aergers: „Andern geräth Alles und mir nichts!“ — So ärgerte und quälte sie sich unaufhörlich. Deßhalb war sie auch immer kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als kurz zuvor eine Nachbarin hundert Thaler geerbt hatte.

(Rochov. 1. 28.)

27. Der gefräßige Kaiser.

Der römische Kaiser Vitellius schmauste täglich dreimal, manchmal viermal, und ließ sich daher an einem und demselben Tage von Verschiedenen einladen, und keines solcher Mahle kostete dem, der ihn lud, weniger als viermalhunderttausend Sestrotien d. i. nach dem geringsten Anschlage zehntausend, wahrscheinlicher aber gar fünfzehntausend Thaler. Nach eckelhafter Sitte, deren Erwähnung man schon zur Zeit des Cäsar findet, brach er die Speise aus, um wieder zu essen. Sein Bruder Lucius Vitellius gab ihm, als er nach Rom kam, einen Schmaus, bei welchem zweitausend erlesene Fische, und siebentausend erlesene Vögel aufgetischt wurden. Dieser aber ward weit übertroffen von einem andern Schmause, den der Kaiser selbst gab, als er das Einweihungsfest einer ungeheuren silbernen Schüssel feierte, die er den Schild der Minerva nannte. Dieser war angefüllt

mit der Leber des theuern Seefisches, den die Römer Scarus nannten, mit Gehirn von Fasanen und Pfauen, mit der Milch der Muräne, und der Zunge eines seltenen Vogels, der nach seinen rothen Schwungfedern „die Rothschwinge" genannt ward. Von Parthien bis zu den Säulen des Herkules (der Meerenge von Gibraltar) wurden diese Leckerbissen aufgesucht, und auf Geleeren des Reiches herbeigebracht. — Vielen seiner Gäste wurden seine Schmausereien tödtlich. Ein gewisser Fibius Crispus sagte einst, als ihn eine Unpäßlichkeit verschiedene Tage abgehalten hatte, zur Tafel des Kaisers zu kommen: „Ich wäre gestorben, wäre ich nicht krank geworden." — Diese kaiserlich viehischen Mahlzeiten hielten gleichwohl den Vitellius nicht ab, wenn er auf den Straßen ging, nach den ersten besten Speisen einer Garküche naschend hinzulangen, wenn sie auch vom gestrigen Tage aufbewahrt und schon angegessen waren. Bei Opfern konnte er sich kaum enthalten, Stücke Fleisch aus der Gluth des Altars zu reißen. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

28. Der kostbare Trunk.

Kleopatra, Königin von Aegypten, lud den römischen Feldherrn Antonius zur Tafel, warf eine Perle, die sie in ihrem Ohrgehänge trug, und welche auf 300,000 Thaler geschätzt war, in Weinessig, löste sie auf und trank sie auf seine Gesundheit aus. (Stolberg 12. Bd. S. 220.)

29. Der Hof des Todes.

(Eine Parabel.)

Der Tod, der König der Nebel, entschloß sich einen ersten Minister zu wählen. Alle seine bleichen Höflinge, die Krankheiten, wurden eingeladen, zu erscheinen und ihre Ansprüche auf diese Ehrenwürde vorzulegen. — Das Fieber machte die Anzahl derer geltend, die es hinraffte; der Schlagfluß setzte seine Ansprüche auseinander, indem er an allen Gliedern zitterte; die Wassersucht zeigte sich mit aufgeblasenem Leibe; die Gicht kam hinkend daher, und pries ihre Geschicklichkeit alle Gliedmassen zu quälen; das Schweigen der Engbrüstig-

keit, unfähig ein Wort hervorzubringen, gab einen triftigen Beweis zu Gunsten ihres Rechtes; der Stein und die Kolik stellten ihre Heftigkeit dar; die Pest den reißenden Fortschritt ihrer Verwüstungen; die Altersschwäche versicherte, daß ihr Gang, obwohl langsam, doch sicher sei. Plötzlich wurde dieser Streit durch ein Geräusch unterbrochen, das von Musik, Tanz, Festen und Trinkgelagen herzurühren schien, und man sah eine Frau mit offenem, kühnem Blicke, belebtem und freudigem Gesichte eintreten; in ihrem Gefolge waren auf der einen Seite eine Menge Köche und trunkene Männer, auf der andern freche junge Leute und Mädchen, die halb nackt nach dem Schalle einer wollüstigen Musik tanzten, ihr Name war — Unmäßigkeit. Sie machte mit der Hand ein Zeichen und wandte sich so zu der versammelten Menge der Krankheiten: „Verschwindet vor mir, elendes Gesindel! mit euern Ansprüchen und hütet euch, mir den Vorzug der Dienste streitig zu machen, die ich unserm großen Monarchen leiste! Bin ich nicht eure Mutter und der Grund eurer Geburt? Bin ich es nicht, der ihr fast ausschließlich die Vollmacht verdanket, das menschliche Leben zu verkürzen? Wer ist geeigneter als ich, diese wichtige Stelle einzunehmen?“ Der wilde König bezeugte seinen Beifall durch ein grinsendes, todtenkaltes Lächeln, ließ die Unmäßigkeit an seiner rechten Seite Platz nehmen, übertrug ihr die Geschäfte seines ersten Ministers und wählte sie bald zu seiner Favoritin.

(Liedl's Blätter zur Erbauung und Belehrung.)

---

30. Der letzte Becher Wein.

Wer die traurigen Folgen der Trunkenheit bedenkt und Ernst anwendet, wird gewiß Herr werden über diese böse Leidenschaft. — Der berühmte König von Schweden, Karl XII., liebte in seiner Jugend den Wein leidenschaftlich und ließ sich mehr als einmal zur Berauschung hinreißen. Einst stieß er in einem solchen Zustande gegen seine Mutter sehr harte und beleidigende Worte aus. Des andern Tages machte einer seiner Freunde — seltenes Beispiel der Offenheit gegen einen König! — ihn aufmerkam, wie schmerzlich und kränkend sein gestriges Betragen der alten, guten Mutter gewesen sein mußte. — Karl hörte den Freund ruhig an, und nach-

dem er ernst und innerlich bewegt, nachgedacht hatte, sagte er heftig: „Man bringe mir eine Flasche des besten Weines und einen Becher.“ — Es geschah. Dann nahm er die Flasche und den Becher in die Hand und ging zu seiner königlichen Mutter. „Madame,“ sagte er, „ich habe Sie gestern beleidigt und gekränkt.“ Hierauf füllte er den Becher bis an den Rand, trank ihn in Gegenwart der erstaunten Mutter bis zum letzten Tropfen aus und sagte: „Dieß war der letzte Becher Wein, den ich getrunken habe, nun keinen mehr, mein Leben lang!“ Und er hielt Wort.

(Stöger's Himmelskrone.)

31. Heinrich II. im Zorne.

Heinrich II., König von England, war in seinem Zorne unbändig. Aus Zorn beging er in seinen Reden und Handlungen solche Tollheiten und Ausschweifungen, daß sich deren auch Leute von der gemeinsten Gattung hätten schämen müssen. Eines Tages wollte er einen Menschen, der ihm einen unangenehmen Brief gebracht hatte, die Augen ausreißen und zerkratzte ihm das ganze Gesicht. Ein anderes Mal mißhandelte er einen Herrn, welcher im Gespräche die Partei des Königs von Schottland zu ergreifen schien, auf das Schimpflichste. Er schlug ihm den Hut ab, zerriß seine Kleider, deckte sein Bett ab, fiel es mit den Zähnen an, als wenn er von Sinnen gekommen wäre. In bittere Klagen und Vorwürfe ausbrechen, Verwünschungen ausstoßen, ja sogar den Tod drohen, dieß waren ihm ganz gemeine Dinge, wenn nicht gleich Alles nach seinem Willen ging. Die Worte, die er im Zorn wider den heiligen Thomas, Erzbischof von Carterbury, ausstieß, gaben Veranlassung, daß derselbe in seiner Domkirche vor dem Altare von vier Edelleuten, die sich beim Könige durch diese That einschmeicheln wollten, schändlich ermordet wurde.

(L. c.)

32. Mehrfacher Mord aus Zorn und Eifersucht.

Herzog Ludwig der Strenge befand sich in einer Gegend des Rheines, als seine in Donauwörth zurückgebliebene Ge-

mahlin zwei Briefe schrieb, von denen der eine an den Herzog, der andere an Heinrich Ruhe, seinen Kriegshauptmann, gerichtet war. Die Briefe wurden verwechselt, so daß der letztere dem Herzoge in die Hände kam. Einige verbindliche Ausdrücke darin reitzten seine Eifersucht und seinen Zorn; unverzüglich schwang er sich auf's Pferd, eilte mit ungeheurer Anstrengung, von einigen Dienern begleitet, ohne Rast und ohne Nachtlager nach Donauwörth, stieß den Thorwärter am Schlosse nieder, tödtete das Kammerfräulin, warf die erste Kammerfrau über die Zinnen der Burg hinunter, und ließ am nächsten Morgen, ohne ihrer Thränen und ihrer Betheuerungen zu achten, seine Gemahlin enthaupten. In der folgenden Nacht soll dieser Wütherich von solchen Schrecknissen ergriffen worden sein, daß er ganz grau ward.

(Dr. Herbst's Exempelbuch. II. S. 44.)

33. Beherrschung des Zornes, oder: Der gewonnene Thaler.

Es ist in Wahrheit so gar schwer nicht, den Zorn zu beherrschen und zu überwinden, wenn wir nur Ernst anwenden und es aus Liebe zu Gott thun wollen. — Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfter, er solle doch aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden! Der Knecht aber erwiederte: „Das ist mir nicht möglich, Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß." — Eines Morgens nun sagte Fridolin zu ihm: „Mathias! sieh' da den schönen neuen Thaler! diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibst und kein zorniges Wort von dir hören lassest." Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein. Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wort entwischte. Am Abend gab ihm Fridolin den Thaler und sprach: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Liebe deinen Zorn so gut

überwinden kannst, aus Liebe zu Gott aber es nicht thun magst!" Der Knecht besserte sich und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch. (Münch's Lesebuch S. 103.)

---

34. Der besänftigte Zornige, oder: Die Mönche und der Landmann.

Sophronius erzählt, daß einmal zwei Mönche auf einer Reise den Weg verfehlten und von ungefähr auf ein Ackerfeld kamen. Als der Bauer, der über diese Aecker die Aufsicht hatte, das sah, überhäufte er die Ordensbrüder mit Schimpfworten. Anfangs schwiegen dieselben; als sie aber sahen, daß der Bauer immer heftiger wurde und sie immer mehr beleidigte, sprachen sie: „Lieber Bruder! wir haben gefehlt; vergib uns, aus Liebe zu Jesus!" — Eine so demüthige Antwort rührte den Bauer so sehr, daß er sie wegen der ihnen zugefügten Beleidigungen nicht nur um Verzeihung bat, sondern sogar bald darauf die Welt verließ und in ihr Kloster eintrat.

(Des heil. Alphons Ligouri's Braut Christi I. S. 270.)

---

35. Die besiegte Trägheit, oder: Die Wunderbüchse.

In der Umgegend eines Klosters in Deutschland, genannt Rebdorf, lebte im 17. Jahrhundert ein Landmann, der zwar Haus und Hof besaß, aber seine Geschäfte nicht vorwärts brachte und allmählig immer tiefer verarmte. In dieser seiner Noth sprach er einen Mann, der in der ganzen Gegend für einen hochweisen Tausendkünstler galt, um Rath und Hilfe an. Der weise Mann gab ihm eine wohlverschlossene und versiegelte Büchse mit der ernstlichen Vorschrift, diese Büchse Tag für Tag überall hin zu tragen, so weit seine Haus- und Feldwirthschaft reichte, in Küche, Garten, Scheuern, Weingärten, auf Aecker und Wiesen, in die Ställe, Milchkammern und Keller, zu den Leinwandbleichen und Bienenstöcken, in alle Winkel und Gehöfte. Auf solche Weise könnte es allerdings gelingen, daß ihm mittelst der Büchse geholfen werde, doch habe er sich höchlich zu hüten, vor Abfluß von Jahr und Tag die Büchse zu öffnen. Der Landmann ge-

horchte in seiner Einfalt pünktlich, und was geschah? An dem einen Orte sah er die Nachläßigkeit seiner Arbeiter und Knechte, an andern Versäumniß und Schmutz, am dritten Verschwendung, am vierten Orte Veruntreuung, überall strafte er die entdeckten Unordnungen und stellte sie ab, und als unter solchen Bemühungen ein Jahr vergangen war, sah er sich in allen Zweigen seines Nahrungsstandes wohlhabender als je zuvor, ohne noch recht einzusehen, wie dieß gekommen sei. Neugierig eröffnete er nun die geheimnißvolle Büchse, um das große Hilfsmittel zu entdecken, das darin verborgen sein möchte; fand aber sonst nichts darin, als einen kleinen Zettel, auf welchem geschrieben stand: „Willst du, daß es dir wohl geräth, so sieh auf das deine früh und spät.“ Dieser Mann wäre, hätte dieses Mittel ihn nicht zu Fleiß und Achtsamkeit angespornt, durch Nachläßigkeit und Saumseligkeit gewiß um Haus und Hof gekommen.

(Dr. J. E. Veith.)

---

horchte in seiner Einfalt pünktlich, und was geschah? An dem einen Orte sah er die Nachläßigkeit seiner Arbeiter und Knechte, an andern Versäumniß und Schmutz, am dritten Verschwendung, am vierten Orte Veruntreuung, überall strafte er die entdeckten Unordnungen und stellte sie ab, und als unter solchen Bemühungen ein Jahr vergangen war, sah er sich in allen Zweigen seines Nahrungsstandes wohlhabender als je zuvor, ohne noch recht einzusehen, wie dieß gekommen sei. Neugierig eröffnete er nun die geheimnißvolle Büchse, um das große Hilfsmittel zu entdecken, das darin verborgen sein möchte; fand aber sonst nichts darin, als einen kleinen Zettel, auf welchem geschrieben stand: „Willst du, daß es dir wohl geräth, so sieh auf das deine früh und spät.“ Dieser Mann wäre, hätte dieses Mittel ihn nicht zu Fleiß und Achtsamkeit angespornt, durch Nachläßigkeit und Saumseligkeit gewiß um Haus und Hof gekommen.

(Dr. J. E. Veith.)

Zinsler, Joseph

Historische Katechese in auserlesenen Beispielen, Erzählungen und Parabeln über die gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre ein Anhang zur dritten Auflage der 'Ausführlichen Katechese' des P. Ildephons da Bressanvido ; zugleich ein christliches Lesebuch für Schule
Bd.: 4

Augsburg 1854